



**Z**ITATE aus einem Gästebuch sind mit Vorsicht zu behandeln. Der Direktor der *Akademi Teknik Mesin* Industri (kurz ATMI) im javanischen Solo ist sich dessen bewußt. Trotzdem freut er sich zu lesen: «Wir sind alle sehr beeindruckt – tief beeindruckt von dieser Pionierarbeit – imponierende Leistung – leider ist die ATMI kein deutsches Projekt.» Dieser Seufzer aus deutscher Seele spricht Bände. Aber wichtiger ist, daß die ATMI-Werkhalle von *indonesischen* Besuchern geradezu überlaufen wird.

## Das Gästebuch der ATMI Solo

Seit dem überraschenden Besuch des Erziehungsministers Mashuri im Herbst 1970 gehört es offenbar zum Pflichtenheft jedes höheren Beamten in der Abteilung für technische Erziehung in Djakarta, die 1000 km entfernte ATMI besucht zu haben. Jetzt sind die regionalen Direktoren und Inspektoren für technische Schulen an der Reihe. In Gruppen von 15 bis 50 Personen wollen auch Lehrer an staatlichen Gewerbeschulen den Modell-Betrieb gründlich kennen lernen.

Die ATMI, eine Gewerbeschule für metallverarbeitende Berufe, wurde mit einem Aufwand von 1,8 Millionen Franken aufgebaut. Die Kosten wurden etwa zur Hälfte von der schweizerischen staatlichen Entwicklungshilfe getragen, während das Werk «Misereor» in Aachen und die Missionsprokur der Jesuiten in Zürich je ein Viertel beitrugen. Die ATMI bildet in einem Dreijahreskurs je 25 bis 30 Mechaniker aus. Ihr angeschlossen ist eine Mittelschule technischer Ausrichtung von etwa 250 Buben.

Es scheint paradox, daß man die indonesische Maturität besitzen muß, um in die ATMI aufgenommen zu werden. Diese vermehrt als Gegenleistung nicht das Heer der hungerleidenden «Akademiker», sondern bereitet jeden Diplomand

auf eine sehr gutbezahlte praktische Arbeit vor. Die Firmen reißen sich um die ausgebildeten Mechaniker. Jedes Jahr bewerben sich deshalb mehr Kandidaten um die 30 Lehrplätze. Hier wird jeder, der etwas kann, geachtet; nicht Titel, sondern Leistungen zählen.

Der Erfolg der ATMI beruht auf der Zusammenarbeit von Missionaren (aus dem Jesuitenorden), die das Land und seine Bewohner kennen, und von schweizerischen Fachleuten, die technischen Know-how vermitteln. Bei der Anstellung der ausländischen Instruktoressen wurde mit der Erkenntnis ernst gemacht, daß die Technik nicht konfessionell gebunden ist, Maschinen weder katholisch noch protestantisch sind, sondern mechanisch. Von vier Instruktoressen sind drei Protestanten.

Wer lernen will, Maschinen zu bedienen, muß aber auch ihnen dienen. Sie haben ihre Eigengesetzlichkeit. Sie verlangen die gleiche Exaktheit von Javanern, Chinesen, Indern und Schweizern. Diese Erkenntnis den Lehrlingen der ATMI beizubringen, braucht Zeit, ist aber entscheidend. Die Schule kann in der Qualität technischer Arbeit keine Abstriche machen, nur in der *Intensität* der Leistung kann wegen des tropischen Klimas und der schwächeren Arbeitskraft ein vernünftiger Kompromiß zugestanden werden. Im Zusammenspiel zwischen Instruktoressen und Direktion mußte dieser gefunden werden. Hier liegt der Schlüssel zum Erfolg.

Wer die Berichte über Unctad III in Chile liest, möchte glauben, alles hänge von stabilen Rohstoffpreisen, Zollprioritäten und zinsgünstigen Finanzhilfen ab. Entwicklung der Dritten Welt wird aber nicht ohne den Menschen, ohne Erziehung und Partnerschaft. Hier hat auch die Kirche und das kleine kirchliche Projekt wie die ATMI als Modell seinen Platz. Wie steht es doch im Gästebuch: «Das Projekt in Solo beweist, was mit der nötigen Phantasie und Energie mit relativ bescheidenen Investitionen aufgebaut werden kann.» *F. Plattner*

### Bolivien

**Zur Situation der einheimischen Priester:** Die akuten Probleme, Priestermangel und Konkubinat – Das Konzept von Bischof Gutierrez für zweierlei Priester – Ansäßige verheiratete Gemeindeführer und zölibatäre Wandermissionare – Die radikalere Strömung: Eucharistie ohne Priester. *Hermano Neves, La Paz*

### Meditation

**Mit seinen Grenzen leben:** Jede eigene Entscheidung und versagende Kräfte begrenzen den Menschen – Fehlmodelle der Bewältigung – Sich einigeln – Sich auflehnen – Resignieren – Eine vierte Möglichkeit: Mut aus dem Glauben – Drei Dimensionen des Kreuzes – Erfahrung des Scheiterns – Protest gegen das «Unabänderliche» – Vertrauen in die Wunden des Auf-erstandenen – «... und dich führen, wohin Du nicht willst.» *Hans Jellouschek, Stuttgart*

### Naturwissenschaften

**Logik des Lebendigen:** Zu einem Buch von Nobelpreisträger Francois Jacob – Geschichte der Biologie am Beispiel der Vererbungslehre – Leben als Information und Kommunikation – Beobachtete Mutationen und allgemeine Hypothese – Drei Fragen an die Theorie der mechanistischen Evolution – Bewußtsein läßt sich nicht in chemisch-physikalische Formeln umsetzen – Der Ursprung der ersten lebendigen Zelle bleibt im dunkeln – Weder Zufallstheorie noch Vitalismus liefern befriedigende Erklärung – Das Leben als Organisation erfordert Finalität – Fragen an Jacob. *François Russo, Paris*

### Ordensleben

**Taizé als Herausforderung an die Praxis der «Armut»:** Eine «Kleine Familie» erwehrt sich erfolgreich der Publizität – Kein organisiertes Apostolat, um nicht von den «apostolischen» Mitteln erdrückt zu werden – Die Gefahr des Reichtums liegt in der Macht – Verzicht auf eigenes Besitzrecht zugunsten einer bäuerlichen Genossenschaft – Keine Spenden für sich selbst. *Karl Neumann, Siegburg*

### Holland

**«Open Kerke», weder Kontestation noch Resignation:** Neue Basisbewegung als Reaktion auf die Ernennung von Bischof Gijzen – Strategie der «mageren Jahre»? – Bischöfe um Alfrink zwischen zwei Feuern – Gang nach Canossa? – Gijzens erste Schritte zerschlagen weiteres Porzellan. *Ludwig Kaufmann*

**Zwei Dokumente:** Die Pfarrer der ökumenischen Studentengemeinde Leiden und achtzehn römische Ordensobern an Kardinal Alfrink.

# Zur Situation der bolivianischen Priester

Der folgende Bericht ist eine Ergänzung zu unserem Artikel über Bolivien in der vorletzten Nummer (31. März 1971). Obwohl im Zusammenhang mit der römischen Bischofssynode die Priesterfrage ausgiebig behandelt wurde, veröffentlichen wir diese Ergänzung, weil sie einerseits einen sehr konkreten Einblick in die Situation der bolivianischen Priester bietet und andererseits aufzeigt, welche neuen Bewegungen sich abzeichnen. *Red.*

«Der Zölibat siegte.» Unter dieser Überschrift berichtete «*Hechos y Fotos*», die einzige illustrierte Bolivien, in ihrer Dezemberausgabe über die Bischofssynode in Rom. Untertitel: «Scheiterte das Ereignis?» In der Einleitung heißt es unter anderem:

«Eines der Hauptthemen war der Zölibat, bekämpft von den jungen Priestern und verteidigt von den alten, die ja von der Erleichterung keinen Nutzen mehr hätten. Das von Anfang an heikle Thema verursachte lange Diskussionen auf der jüngsten Synode, konnte aber als Sieger hervorgehen, vielleicht weil seine Verbündeten in der Hauptsache älter als Siebziger waren. In diesen Höhen ist es leicht zu denken, daß das Thema nicht sehr erregend ist. Viele junge Priester schätzen, daß das Ergebnis anders ausgefallen wäre, wenn die Bischöfe auf der Synode viel jünger gewesen wären.»

Die beiden Seiten sind unter anderem illustriert mit einem Foto des Bischofs von Cochabamba, *Armando Gutierrez Granier*. Er hatte sich als Delegierter der Bischöfe Boliviens auf der Synode für die Vereinbarkeit von Ehe und Amt eingesetzt und auch gesagt, daß er nicht dafür sein könne, daß alle Priester, die nicht zölibatär leben, heiraten und aus dem Dienst ausscheiden. Wie sollte dann auch sein Generalvikar, der aus seiner Unzufriedenheit mit der Synode kein Hehl macht, die jetzt noch von konkubinarischen Priestern (nach allgemeinen Schätzungen mehr als die Hälfte des einheimischen Klerus) betreuten Pfarreien wieder besetzen?

Bischof Gutierrez vertritt als einzige mögliche Lösung für eine katholische Zukunft Südamerikas das Konzept einer doppelten Typologie des Priesters.<sup>1</sup> Die am Ort wohnenden verheirateten Gemeindeleiter (für ihr Amt als Pfarrer sei weder Zölibat noch Universalität nötig) sollten ihrer Gemeinde und dem Gottesdienst mit vollen priesterlichen Rechten vorstehen. In ihrer Arbeit sollten sie von einer zweiten Gruppe missionarischer oder «reisender» Priester unterstützt werden durch gelegentliche Besuche und Aushilfe, durch Ausbildungskurse usw. Letztere stellt sich der Bischof von Cochabamba voll ausgebildet und weiterhin zölibatär vor. Er schrieb aus Rom enttäuscht: «Wir waren leider zu wenig.» Die Bischöfe Europas hätten in ihrer Mehrheit für die Situation in Lateinamerika kein Verständnis gehabt. Dieses habe er nur im eigenen Sprachzirkel mit Bischöfen von Peru usw. gefunden.

Die allgemeine Enttäuschung von Bischof, Priestern und Laien hat verschiedene Gründe.

## Keine Eucharistie

Schon jetzt sind nur 20% der im Land tätigen Priester Bolivianer. Im Augenblick bereiten sich im Nationalseminar von Cochabamba, dem einzigen des Landes, nur acht Studenten auf den Priesterberuf vor. Auch die Zahl der ausländischen Priester nimmt ab (Alter, Heirat, usw.). Laut Statistik entfielen 1968<sup>2</sup> in Bolivien auf jeden Priester 4881 Personen, der durchschnittliche Flächeninhalt der Pfarreien betrug 1936 km<sup>2</sup>. Wenn man von den Städten La Paz, Cochabamba, Sucre usw. absieht, in denen die seelsorgliche Betreuung meist ausreichend gesichert ist, wird die Situation im Landesinnern um so erschreckender. Ganze Provinzen von einem oder einigen wenigen

Priestern betreut, die in diesem unwegsamem Land (Gebirge, Urwald) ihre vielen entlegenen Gemeinden oft nur einmal im Jahr besuchen können – manchmal aber nicht einmal das. Große Pfarreien sind schon jahrelang ohne Priester.

In einigen Gebieten hat man seit einiger Zeit mit der Ausbildung von Dorfkatechisten begonnen, die nun zwischen den seltenen Besuchen des Padres ihren Nachbarn, vor allem den Kindern, eine schlichte Glaubensunterweisung geben bzw. die bei den Priestervisiten stattfindende Sakramentenspendung (Taufe, Ehe, Beichte, Kommunion, auch Firmung und eventuell Krankensalbung) katechetisch in etwa vorbereiten. Es gibt schon Fortgeschrittenere, die am Sonntag ihre Dorfgemeinde zu Wortgottesdiensten mit Schriftlesung und -erklärung zusammenrufen. Was aber die am weitesten Fortgeschrittenen nach Entscheidung der Synode auch in Zukunft nicht dürfen, ist Eucharistie feiern. Auf dieses Sakrament, das vom Herrn als Gemeinde konstituierend eingesetzt wurde, müssen hier die meisten Landgemeinden monate- ja jahrelang verzichten. «Tut dies zu meinem Gedächtnis» (Luk 22, 19) – «Wahrhaft, ich sage euch, wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht eßt, habt ihr kein Leben in euch» (Jo 6, 53) – diese Worte des Herrn scheitern an kirchenrechtlichen Hindernissen. Die Urkirche war hier dem Auftrag des Herrn gehorsamer und großzügiger. Wenn man zum Beispiel den ersten Korintherbrief liest, vor allem das elfte Kapitel, spürt man, wie unzufrieden Paulus noch mit seiner Gemeinde und ihrer Feier des Herrenmahls war. Er erklärt es ihr also schriftlich noch einmal, daß sie es in Zukunft besser feiere. Jedoch kein Verbot – «das übrige werde ich regeln, wenn ich komme» (1 Kor 11, 34).

## Skandal!

*Mario von Galli* schreibt in seinem «Brief aus Rom»: <sup>3</sup>

«Die Frage ist auch nicht, ob es sinnvoll sei, ein Gesetz aufrechtzuerhalten, das doch nicht befolgt wird, wodurch dann ein Skandal entsteht. Gewiß, es gibt in Afrika weite Strecken, in denen viele Priester und sogar Bischöfe den Zölibat nicht halten, denn das sind sehr junge Kirchen, und eheloses Leben ist für die Bevölkerung eine fremde Sache. Soll man also, wie Kardinal Slippy, Großerbischof der Ukrainer, meint, dem Skandal zuvorkommen, indem man das Gesetz aufhebt? Auch das ist vielleicht der Erwägung wert, doch es macht nicht die Priesterkrise aus, und in Afrika ist das gar kein (Skandal).»

Zu Afrika etwas zu sagen, bin ich nicht in der Lage – wohl aber zu Lateinamerika. Bei Priesterexerzitien und sonstigen Zusammenkünften habe ich meine einheimischen Mitbrüder in der Diözese Cochabamba kennen und schätzen gelernt. Wenn ich ihre Lage nun nicht mit dem Mantel der christlichen Barmherzigkeit verhülle, dann nicht, um sie bloßzustellen. Sie selbst sind ja überzeugt, daß sich Papst und westeuropäische Kirche kein Bild von den Tatsachen hier machen können. Ich halte sie nicht so sehr für «Übeltäter», als vielmehr für Opfer eines Konfliktes zwischen Theorie und Praxis, dem sie nicht gewachsen sind. Der Generalvikar von Cochabamba, Msgr. *Rosales*, ein tüchtiger und angesehener Mann, ist selbst der Meinung, daß die meisten seiner Mitbrüder in diesen Verhältnissen nicht zölibatär leben können. So weiß man denn von vielen, daß sie eine Familie haben. Manche wahren den Anschein und sprechen von «Haushälterin», «Neffen und Nichten». Wenn es dann gelegentlich doch zu größerem Anstoß kommt, weil zum Beispiel einer neben der eigenen «Familie» noch weitere Fruchtbarkeit entfaltet hat (Alimentenprozeß), folgt dann eventuell doch die Strafversetzung. Diese will zwar für den Augenblick dem Kirchenrecht Genugtuung verschaffen, hat aber zur Folge, daß diese Priester sich zum Vorwurf des Konkubinats noch den der Untreue zuziehen. In diesem Land, wo die Selbstbestätigung der Männlichkeit, der sogenannte «Machismo», und das Bedürfnis Kinder zu haben –

<sup>1</sup> Vgl. «Herder Korrespondenz», 8/1971, S. 392.

<sup>2</sup> Ibid. S. 391.

<sup>3</sup> «Orientierung» Nr. 20/1971.

mit oder ohne Ehe – allgemeine Lebensmaximen sind, hält man den Zölibat sowieso nicht für möglich. Die Untreue gilt aber auch hier als Vergehen. Die «Strafversetzten» werden gezwungen, «Frau» und Kinder im ehemaligen Pfarrort zurückzulassen, obwohl sie es auch im neuen auf die Dauer nicht allein aushalten werden. So kann man den «Witwen und Waisen» einiger älterer Mitbrüder an den verschiedensten Orten ihrer Wirksamkeit begegnen. Ich könnte dies ganz konkret mit Namen und Orten belegen.

Wenn man bolivianische Eltern fragt, warum so wenig Jugendliche Priester werden wollen, kommt in den Antworten auch der aktivsten Katholiken die Geringschätzung der einheimischen Priester zum Ausdruck. «Vor solchem Schicksal wollen wir unsere Söhne bewahren!»

In Quechua, der Sprache der Inkas, die vom größten Teil der Landbevölkerung in Peru und Bolivien und in angrenzenden Ländern gesprochen wird, hat die Erfahrung im Umgang mit Priestern der Kolonialzeit den Wortschatz bereichert. Das älteste Kind heißt in dieser Indiosprache «kurach waua», das heißt Pfarrers Kind, nach übereinstimmender Aussage der Quechuisten eine Erinnerung an das «ius primae noctis» (das Recht der ersten Nacht), das sich die «Herren des Glaubens» damals durch Einschüchterung zu nehmen wußten. Von den Indio-Stämmen am Titicacasee erzählt man sich, daß sie daraufhin ihre Erstgeborenen in den See zu werfen pflegten. Daß ganz allgemein auf dem Land das Konkubinat der Ehe vorgezogen wird, hat auch andere Ursachen. Es ist jedoch nicht ohne Bedeutung, daß die einheimischen Priester ihren Landsleuten das Vorbild christlicher Ehe nicht vorleben können, wohl aber das des Konkubinats. Verschiedentlich hatte ich schon Gelegenheit, die Talente, zum Beispiel auf musikalischem Gebiet, unserer bolivianischen Mitbrüder zu bewundern. Ich bin der Ansicht, die sich heute ihrer «Familie» nur mit schlechtem Gewissen widmen dürfen, hätten das Zeug, als Familienväter ein prächtiges Beispiel christlichen Familienlebens zu geben, würde man sie in die Lage versetzen, dieses ehrlich und offen zu leben.

### Eucharistie ohne Priester?

Die westliche Kirche hat den Zölibat in so vielen Lobliedern gepriesen, daß ihre Verantwortlichen (verantwortlich auch für die Ausbreitung des Reiches Gottes) nun glauben, für keinen der Priester im lateinischen Ritus auf die vorgeschriebene Ehelosigkeit verzichten zu können:

«Vermittels des Zölibates können die Priester leichter Gott dienen mit ungeteiltem Herzen und sich ihren Schafen widmen, so daß sie ganzheitliche Werkzeuge der Glaubensverkündigung und der Einheit in der Kirche sein können. Auf diese Weise erfreuen sich die Priester, wenn sie auch we-

niger seien, da sie in diesem herrlichen Zeugnis des Lebens erstrahlen, einer reicheren apostolischen Fruchtbarkeit» (Dokument der II. Synode «Über den priesterlichen Dienst», 4b).

Dies stimmt wohl für die Priester, die das Charisma des Zölibats lebenslang in ihrer Berufung begleitet. Das weniger wäre auch zu verschmerzen, wenn es, wie Bischof Armando und andere für Südamerika fordern, daneben noch die örtlichen verheirateten Priester gäbe. Bei allem Lob des hochgeschätzten Ideals darf uns doch das Schicksal derer nicht egal sein, die aus der Not der Kirche und dem sichtbaren Mangel an Arbeitern im Weinberg den Anruf «Folge mir!» gehört haben, denen der Herr aber wie seinem Stellvertreter Petrus und andern Aposteln wegen der Liebe zu Ihm die Liebe zur Frau nicht genommen hat.

Soll man die Hoffnung auf spätere Einsicht der Kirchenleitung aufgeben, oder sollen wir hier mit der begonnenen Ausbildung der verheirateten Dorfkatechisten zu Presbytern, Gemeindefleitern fortfahren? Kann Bischof Gutierrez sein Versprechen, das er auf dem letzten mehrwöchentlichen Katechistenkurs kurz vor der Synode gegeben hat (er hoffe, eines Tages die fähigsten unter ihnen zu Priestern zu weihen), doch noch wahr machen? In Cajamarca/Peru (auch der dortige Bischof war Synodale) hat die bischöfliche katechetische Arbeitsstelle diese Hoffnung wohl schon begraben. In dem von dort verbreiteten Protokoll einer Sitzung vom 3. November 1971 heißt es vom Arbeitsziel der Kirche einer «nachsacerdotalen» Zeit unter anderem:

«Das derzeitige Priestertum muß als transitorisch betrachtet werden. Da die soziale, politische Form des menschlichen Zusammenlebens heute die Mitverantwortung, Mitentscheidung der Einzelnen anstrebt, müssen auch im christlichen Gemeindeleben unangepaßte Strukturen abgebaut werden. ... Gruppen von Verantwortlichen, deren einzelne Mitglieder je nach Fähigkeit verschiedene Dienste auf Zeit und abrufbar übernehmen, sind dem von außen gesetzten Verwalter vorzuziehen ... Ziel: *Die verantwortliche Gemeinde ohne Priester*, die alle Dienste selbst wahrnimmt, eigenständige Formen der Verwaltung, der Verkündigung, Liturgie (z.B. *des Abendmahls ohne Priester*) findet. Ordination von Diakonen oder die Suche nach einem neuen Priesterbild, etwa verwirklicht durch Delegierte der Gemeinde, interessiert uns nicht, da dies die Gefahr eines neuen Kastendenkens einschließt.»

Nicht viel anders drückte sich vor zwei Jahren bei einer Tagung über die Priesterfrage ein älterer Geistlicher aus: Dieses Problem werde erst gelöst, wenn es keinen von uns mehr gebe.

Bleibt zwischen der Haltung der Synode und dieser kein Weg, der auch in der Kirche und der Welt von morgen den Priester als verantwortlichen «Mehrer der Freude und Ausspender der Geheimnisse Gottes» braucht? Ich glaube schon. Die Antwort steht eigentlich schon im neunten Kapitel des ersten Korintherbriefes. Man sollte es, spricht man über diese Fragen, erst noch einmal aufmerksam durchlesen.

H. Neves, Cochabamba | La Paz

## MIT SEINEN GRENZEN LEBEN

Wider die Flucht vor der Wirklichkeit

«Als du noch jünger warst, hast du dir selbst den Gürtel umgelegt und bist deine Wege gegangen, wohin du wolltest. Doch wenn du alt geworden bist, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürteln und dich führen, wohin du nicht willst» (Joh 21, 18).

Dieses Wort aus dem Johannes-Evangelium drückt wohl eine Erfahrung aus, die wir alle machen und die uns immer wieder zum Problem wird: daß uns nämlich das Leben die Hände bindet. Daß es Grenzen gibt, mit denen wir leben *müssen*, aber nicht leben *wollen*. Diese Erfahrung soll der Ausgangspunkt unserer Meditation sein.

«Als du noch jünger warst, hast du dir selbst den Gürtel umgelegt ...» Der junge Mensch steht vor einer unbegrenzten Fülle von Möglichkeiten. Das ganze Leben liegt vor ihm, und wenn in seiner Erziehung nicht grobe Fehler gemacht worden sind, die ihm Angst und Mißtrauen eingefloßt haben, dann ist er wirklich frei, zu gehen, wohin er will. Für ihn ist das Leben ein großes Experimentierfeld, auf dem er seine Kräfte erproben will. Er soll und muß Gelegenheit haben, einmal in diese, einmal in jene Richtung zu gehen, Kontakte zu knüpfen und wieder zu lösen, seine Möglichkeiten hier und dort zu erkunden. Das ist gut so, das muß so sein.

Aber das kann nicht immer so bleiben. Mit der Zeit muß er sich festlegen. Entscheidungen müssen fallen. Denn es gehört zum Leben dazu, daß es allmählich zu Bindungen kommt: Zur Bindung an einen festen Ausbildungsgang, einen bestimmten Beruf, an einen Ehepartner und eine Familie. Kein Zweifel, solche Bindungen machen das Leben erst lebenswert. Aber sie schränken es auch ein. Durch den Beruf können sich meine Fähigkeiten nur mehr hauptsächlich in *eine* Richtung entwickeln, und vieles, was *auch* noch in mir schlummert, muß brach liegenbleiben.

### Unsere Grenzen

Die Bindung an den Ehepartner macht sicher oft manches leichter und schöner. Aber sie verschließt uns doch zugleich bis zu einem gewissen Grad den Reichtum des Lebens so vieler anderer Menschen.

Kinder machen eine Ehe zweifellos reicher, bunter und erfüllen sie mit Leben. Aber sie bedeuten doch zugleich eine ungeheure Einschränkung. Man kann abends nur noch unter Komplikationen ausgehen; Reisen sind lange Zeit nur mehr beschränkt möglich, und die Mutter muß auf Jahre hinaus ihren Beruf an den Nagel hängen.

Jede Entscheidung schränkt uns ein. Wir *müssen* uns festlegen, auf diesen Beruf, auf diese Lebensform. Man kann nicht ständig und auf Dauer vorläufig leben und einmal hier und einmal dort ein wenig kosten. Das Leben würde sonst oberflächlich und schal. Aber jede ernste Bindung an jemanden oder an etwas bindet uns zugleich die Hände und macht vieles unmöglich, das an sich auch noch im Leben drin wäre.

Sich entscheiden, heißt: Sich einengen, Grenzen auf sich nehmen. Aber auch abgesehen von diesen Grenzen, die wir uns selbst auferlegen müssen – es sind uns, auch ohne unser Zutun, schon zahlreiche Grenzen vorgegeben.

Wir können zum Beispiel nicht alles. Junge Menschen haben manchmal große Hoffnungen und meinen, mit ihren Einsichten und Fähigkeiten könnten sie alles viel besser machen. Aber gerade dann, wenn es ihnen nicht nur ums Geldverdienen geht, gerade dann, wenn sie sich der Aufgabe, die auf sie zukommt, wirklich stellen, merken sie sehr bald, wie sehr ihnen bei allem guten Willen die Hände gebunden sind. Engstirnige Vorgesetzte, gleichgültige Mitarbeiter, die komplizierten, undurchschaubaren Verhältnisse: das alles blockiert die Initiative und lähmt den echten Reformwillen.

Und abgesehen davon: Vieles schaffen wir nicht, weil unsere Fähigkeiten zu gering sind. Durch unseren Mangel an Intelligenz oder taktischem Geschick bleibt vieles ungeschehen, und auch das, was wir fertigbringen, könnte immer noch viel besser sein. Alles, was wir tun, bleibt ein Fragment.

Besonders bitter wird diese Erfahrung dort, wo Schuld mit im Spiel ist. Wir möchten unseren Ehepartner lieben und sind gerade dort immer wieder verständnislos, wo er unser Eingehen am dringendsten nötig hätte. Wir wollen unsere Kinder richtig und voll Verständnis erziehen und sind dann in den entscheidenden Momenten doch wieder autoritär und schlagen zu. Wir können nicht so lieben, wie wir es uns vorgenommen haben.

Und ziehen sich diese Grenzen nicht immer enger zusammen? Ist es nicht so, daß uns alle das Leben irgendwann einmal in eine Richtung führt, die wir ganz und gar nicht gewollt haben? Es gibt Ziele, die wir nie und nimmer erreichen, Gelegenheiten, die ein für allemal verpaßt sind, Mißerfolge, die sich nicht mehr reparieren lassen, Pläne, die wir endgültig beiseite legen müssen, Krankheiten, die uns nicht mehr loslassen. Und abgesehen von alledem: Täglich werden wir älter und unsere Kräfte lassen nach. Die Menschen, die wir gerne hatten, gehen von uns. Wir werden einsam, und schließlich wartet auf uns alle der Tod.

Ist es nicht seltsam: Was wir alle erwarten, worauf wir mit allen Kräften hinarbeiten, ist doch das Leben. Reiches, erfülltes Leben. Und worauf wir tatsächlich zugehen, das ist der Tod, die Grenze allen Lebens. Am Anfang liegt das Leben vor uns mit seinem ganzen Reichtum, eine Verheißung von Glück und Erfolg. Wir ergreifen dieses Leben und merken sehr bald, wie all das nur sehr begrenzt, sehr anfanghaft, sehr fragmentarisch zu verwirklichen ist. Und schließlich beginnt für uns alle der Weg, den wir überhaupt nicht gewollt haben, gegen den wir uns sträuben und den wir doch gehen müssen.

### Versuche zur Bewältigung

Was machen wir nun mit diesem Leben, das so viel verspricht und uns dann Stück um Stück alles wieder nimmt? Was machen wir mit unseren Grenzen, an denen wir uns reiben und auf die wir immer wieder zurückgeworfen werden?

#### Die «heile Welt»

Eine erste Möglichkeit ist, wegzuschauen. Es nicht wahrhaben zu wollen. Man kann seine Lebenserwartungen reduzieren und die ungebärdige Sehnsucht unterdrücken. Man baut sich eine heile Welt auf, eine Welt in Kleinformat zwar, aber eine Welt, in der alles stimmt. Sie besteht aus einer blitzblanken Wohnung und einem ebensolchen Auto, sauberen ordentlichen Kindern, einer «gehobenen» gesellschaftlichen Position, einem Haushalt, in dem alles seinen Ort und seine Zeit hat. Der Schmutz, das Durcheinander (und die Phantasie) sind die großen Feinde. Antiautoritäre Parolen weist man erschauernd zurück, von Politik will man wenig und von Gesellschaftsreform schon gar nichts wissen. Das höchste Ideal ist die Ruhe und die Ordnung.

In dieser heilen Welt gibt es zwar keine großen Leidenschaften mehr, keine Begeisterung und keine Feste. Dafür gibt es aber auch keinen herzzerreißenden Schmerz mehr, keinen eklatanten Mißerfolg, kein sichtbares Scheitern und Zerbrechen. Vor alledem hat man sich abgeschirmt in seinem kleinen Haus mit Garten. Aus dem Fragment, das unser Leben ist und bleibt, hat man die Illusion der Vollkommenheit gemacht.

Dieser kleinbürgerlichen Welt stehen jene gar nicht so ferne, die zunächst als Bürgerschreck aufgetreten sind: die Gammler, die Beatniks, die Blumenkinder, die Hippies und wie sie alle heißen, ob sie nun Hasch rauchen oder «Jesus liebt dich» auf ihren Hemden tragen. Sie wenden sich zwar ab von dieser bürgerlichen Welt. Sie ziehen sich aus dieser Gesellschaft zurück und verachten, worauf diese stolz ist. Aber im Grunde wollen sie oft gar nichts anderes, als die Welt der Grenzen und Disharmonien vertauschen mit einer heilen Welt. Denn die Welt, die sie sich erträumen, die Welt der Blumen, der Liebe, der Farben und der Musik ist nichts anderes als eine solche heile Welt, nur in anderer Gestalt.

So anziehend das ist, was hier angestrebt wird, so sehr es eine tiefe Sehnsucht in uns anspricht, nämlich die Sehnsucht nach Frieden, Harmonie und Geborgenheit: es ist eine Illusion. Die heile Welt ist eine Illusion. Sie läßt sich nicht bewahren, weder so noch so. Der Durchschnittsbürger «R» läuft eines Tages plötzlich Amok, wie *W. Fassbinder* es in seinem beklemmenden Film dargestellt hat, und der Hippie kehrt aus der Wunderwelt der Träume als menschliches Wrack zurück.

#### Auflehnung

Aus dieser Einsicht heraus wollen andere den Unzulänglichkeiten und Mängeln des Lebens auf andere Weise begegnen. Sie lehnen sich auf. Das ist die zweite Möglichkeit: Nicht die Flucht in die heile Welt, sondern die Auflehnung. Das Zerbrechen der bestehenden Grenzen, das Zerschlagen der verhärteten Strukturen. Die Leute der extremen Linken meinen,

die Mängel könnten beseitigt, die Grenzen ein für allemal überwunden werden. Die repressionsfreie Gesellschaft, in der der Mensch mit sich versöhnt und befriedet ist, ist ihr Ziel. Und darum wollen sie die bestehenden Verhältnisse zerschlagen. Die traditionelle Form der Ehe, die Kleinfamilie mit ihren engen Grenzen, die alten Kindergärten mit ihrem Drill, die Schulen und der ganze Machtapparat dieser Gesellschaft: Das soll alles weg, das soll samt und sonders beseitigt werden.

Solche «extrem Linke» gibt es aber nicht nur im öffentlichen, es gibt sie auch im privaten Bereich. Das sind die Menschen, die sich mit ihren eigenen Grenzen nicht abfinden können, die über ihren vermeintlichen Mangel an Intelligenz, an Schönheit und Kraft nicht hinwegkommen. Mit Gewalt versuchen sie, ihre Grenzen zu zerbrechen.

Zweifellos muß man den moralischen Ernst anerkennen, den solche Menschen oft haben, und zweifellos werden hier oft Dinge sehr scharf, überscharf gesehen und längst fällige Reformen gefordert. Die Frage ist freilich, ob dieses absolute – gesellschaftliche oder private – Nein zu den Grenzen zum Erfolg führt. Führt es nicht vielmehr dazu, daß diese Menschen überhaupt keine Freude mehr am Leben finden? Daß sie verkrampt, ruhelos, ständig mit sich selbst und der Welt überworfen gegen sich und diese Gesellschaft agitieren und schließlich in der totalen Enttäuschung enden, dann nämlich, wenn sich herausstellt, daß es eben Grenzen gibt, die *nicht* überwindbar sind und jede Gesellschaft und jede Lebensweise ihre Mängel und Unzulänglichkeiten hat?

### Resignation

Und so zeigt sich dann eine dritte Möglichkeit, auf die Begrenztheit seines Lebens einzugehen: die Resignation. Diese Haltung wird im gesellschaftlichen Bereich nicht mehr greifbar, denn ihr fehlt jede gemeinschaftsbildende Kraft. Aber es gibt viele Menschen, die auf das Leben so antworten. Sie machen sich nichts mehr vor. Die Illusion der heilen Welt haben sie durchschaut. Es gibt für sie überhaupt keine erstrebenswerten Ziele mehr. Sie haben aufgegeben, still und ohne Aufhebens, oder aber bitter und haßerfüllt. Sie haben keine Hoffnung mehr und decken diese Tatsache mit irgendwelchen äußeren Beschäftigungen notdürftig zu. Aber im Grunde glauben sie nicht mehr daran, daß das alles irgendeinen Sinn hat, außer dem einen, sie ein wenig abzulenken.

Seltsamerweise spricht sich in einem der Bücher der Hl. Schrift, im Buch des Predigers, eine ganz ähnliche Haltung aus:

«Sinnlos, sinnlos ... alles ist sinnlos. Was bleibt dem Menschen von all seiner Plage, womit er sich plagt unter der Sonne? Ein Geschlecht kommt, ein anderes geht, doch die Erde verändert sich nicht» (Pr 1, 2–4).

«Dem Menschen ergeht es wie dem Tier, dasselbe wartet auf beide: Im Tod sind sie gleich, sie leben von demselben Hauch. Der Mensch ist nicht besser dran als das Tier, und alles ist sinnlos. Alles geht an denselben Ort: Aus Staub kam alles, zum Staub kehrt alles zurück. Wer weiß denn, ob des Menschen Lebenshauch hinauf und der des Tieres hinab zur Erde sinkt?» (Pr 3, 18–21).

Die heile Welt – die Auflehnung – die Resignation: drei Möglichkeiten, auf die Begrenztheit des menschlichen Lebens zu reagieren. Bedeuten sie jedoch nicht alle eine Flucht vor der Wirklichkeit? Keine dieser Möglichkeiten hält der Situation der Begrenztheit stand. Keiner dieser drei Wege besagt *Bewältigung* der Grenzen. Es sind nur drei verschiedene Weisen, vor ihnen davonzulaufen. Aber Davonzulaufen ist keine Lösung. Weil man sich selbst immer mitnimmt und damit auch seine Grenzen und Mängel; und weil diese Grenzen und Mängel an dem, der sie nicht wahrhaben oder der sich nicht mit ihnen aussöhnen will, grausam Rache nehmen, in Komplexen und Neurosen, in plötzlichen Ausbrüchen von Brutalität und Grausamkeit oder in totalen Zusammenbrüchen bis zum Selbstmord.

### Mit seinen Grenzen leben — aus dem Glauben

Es gibt noch eine vierte Möglichkeit, den Grenzen unseres Lebens zu begegnen: sie nämlich in unser Leben hineinzunehmen und sich doch nicht einfach mit ihnen abzufinden. Das ist die Haltung des Glaubens. Wie diese Haltung aussieht, das beschreibt Paulus einmal mit folgenden Worten:

«Wir verlieren den Mut nicht ... In allem sind wir bedrängt, aber nicht erdrückt; im Zweifel, aber nicht in Verzweiflung; verfolgt, aber nicht verlassen; zu Boden geworfen, aber nicht umgebracht. Allzeit tragen wir das Sterben Jesu an unserem eigenen Leib umher, damit auch das Leben Jesu an unserem Leibe offenbar werde» (2 Kor 4, 1.8–10).

Der Glaube ist also die Haltung des Mutes angesichts der Grenzen des Lebens, und im Wort des Paulus klingt auch die Quelle dieses Mutes an: das Sterben Jesu. Das Kreuz steht im Mittelpunkt des christlichen Glaubens. Es ist, so könnte man sagen, das zentrale Symbol des Glaubens.

### Kreuz: Letztes Scheitern

Was ist nun in diesem Symbol über unser Leben und seine Grenzen ausgesagt? Zunächst einmal: Das Kreuz besagt letztes Scheitern. Es faßt alles zusammen, was wir im ersten Punkt gesagt haben, alles, was man nicht will und doch auf sich zu nehmen hat. Das Kreuz sagt: Die heile Welt und repressionsfreie Gesellschaft, die gibt es nicht. Das Leben ist ein Bruchstück, ein Werk, das nicht vollendet werden kann.

Aber läuft diese Deutung des Lebens nicht auf die Haltung der Resignation – also auf die dritte Möglichkeit, die wir genannt haben – hinaus? Besagt sie nicht, so wie der alttestamentliche Prediger: alles ist eben doch sinnlos?

### Kreuz: Unbedingtes Engagement

Dazu ist zu sagen, und das ist der zweite Schritt bei unserer Interpretation des Kreuzes: Das Kreuz besagt nicht irgendein Scheitern, sondern das Scheitern, das notwendig aus einem ganz bestimmten Leben folgt. Nämlich aus einem Leben, wie Jesus von Nazareth es gelebt hat. In diesem Leben ist es zum Kreuz gerade dadurch gekommen, daß Jesus sich mit den Grenzen *nicht* abgefunden hat. Er hat die Grenzen des *persönlichen Vermögens* nicht anerkannt: «Wenn dir dein Auge zum Hindernis wird, so reiß es aus und wirf es von dir ... Wenn dir deine rechte Hand zum Hindernis wird, so hau sie ab und wirf sie von dir ...» (Mt 5, 29.30). Und von dem wohlhabenden Mann verlangt er: «Verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen» (Mk 10, 21).

Jesus hat die Grenzen, die durch die *religiösen Traditionen* gesetzt waren, nicht anerkannt. Die Juden nannten ihn einen Fresser und Säufer (Mt 11, 19), weil er sich nicht an die Fastengebote hielt. Auch über das Sabbatgebot hat er sich hinweggesetzt (Mk 2, 27), und die strengen jüdischen Reinheitsvorschriften hat er nicht eingehalten (Mk 7, 1–23). Er hat die jüdische Gesetzesauslegung mit ihren ungezählten Detailangeboten ersetzt durch das eine, einzige Gebot der Liebe, die alle Grenzen sprengt (Mt 5, 20–48; vgl. Röm 12, 9).

Er hat sich darum auch um die *sozialen Grenzen* nicht gekümmert, sondern wurde den sozial Deklassierten und Unterprivilegierten, den Kranken und öffentlichen Sündern ein Freund.

Jesus ist eingetreten für die Freiheit der Menschen, er hat unbedingte Offenheit gefordert und ein radikales Hinterfragen aller sich absolut setzenden, menschlichen Ordnungen. Das hat ihn auch mit den Hütern dieser Ordnung in Konflikt gebracht und ihm schließlich das Kreuz eingetragen.

Das Kreuz ist also nicht das Zeichen letzter Resignation vor den Grenzen menschlichen Lebens, sondern das gerade Gegenteil: Es ist das Zeichen des *Protests* gegen diese Grenzen. Das Kreuz besagt unbedingten Einsatz für die Freiheit und Menschlichkeit des Menschen; ein Angehen gegen alles, was

ihn einschränkt – in ihm selbst und in der Gesellschaft. Also besagt das Kreuz zunächst einmal gerade nicht: Mit den Grenzen und Unzulänglichkeiten mußt du dich eben abfinden. Das wäre ein totales Mißverständnis. Das Kreuz ist gerade der Aufruf: Mach dich nicht davon; gib nicht auf; überschreite die Grenzen.

So gesehen steht die Lebensauffassung, die sich im Kreuz ausspricht, der zweiten Möglichkeit, nämlich der Haltung der Auflehnung, viel näher als der Resignation.

Aber drückt nicht das Kreuz gerade die Sinnlosigkeit dieses Bemühens aus? Weist es nicht gerade darauf hin, daß die Grenzen eben doch nicht zu überwinden sind? Ist es nicht der beste Beweis dafür: Wer so lebt wie Jesus, der gerät unausweichlich an jene letzte Grenze, die nicht mehr zu überschreiten ist, an die Grenze des Todes? Enden wir also nicht doch wieder bei der Resignation?

### Kreuz: Unbedingt angenommen

Hier müssen wir noch einen dritten Schritt machen: Das Kreuz ist im christlichen Glauben nicht nur das Zeichen des unbedingten Engagements und nicht nur das Zeichen letzten Scheiterns, sondern es ist zugleich das Zeichen des Heils, der Auferstehung (vgl. 1 Kor 1, 18–25). In diesem Sinn sagt das Kreuz: ein Leben, das die Grenzen überschreitet, scheitert. Und es sagt zugleich: ein solches Leben gelingt. Weil uns nämlich in diesem Scheitern nicht die Sinnlosigkeit begegnet, sondern Gott, der uns mitsamt unserem Scheitern unbedingt angenommen hat.

Die Deutung unseres Lebens durch das Kreuz enthält also zwei Aussagen. Einmal: Es ist notwendig, sich im Leben einzusetzen, sich zu engagieren, und zwar dort, wo die wirklichen, die menschlichen Probleme liegen: in der Ehe, in der Erziehung, im Beruf, in der Gesellschaft. Auch politisches Engagement und Gesellschaftsreform sind durchaus im Kreuz mit angesprochen. Damit ist es also eine ständige Kritik an allen Bestrebungen und Versuchen, in die heile Welt zu fliehen, sei es in die Welt des Kleinbürgers, sei es in die Welt der LSD-Trips. Und es ist genauso eine Kritik daran, sich in die religiöse Scheinwelt der Meditationszirkel und der überschwenglichen Ekstase zurückzuziehen.

Und die zweite Aussage: Es ist aber nicht notwendig, durch diesen Einsatz den vollkommenen Menschen und die vollkommene Gesellschaft herstellen zu müssen. Es bleibt sinnvoll, sich immer wieder einzusetzen, wenn wir dabei auch nur Bruchstücke und Fragmente zustandebringen. Denn so – mit

Bruchstücken und Fragmenten – sind wir von Gott angenommen, und nicht anders. Der vollkommene Mensch, die vollkommene Gesellschaft sind eine Illusion. Der *Gekreuzigte* mit seinen *Wunden* ist der Auferstandene. Damit ist das Kreuz auf der andern Seite auch wiederum eine Kritik an allen Versuchen, mit Gewalt und sofort bei sich und in der Gesellschaft den Zustand der Vollkommenheit herzustellen. Das Kreuz erlaubt es, daß wir uns am Leben auch freuen und Feste feiern, auch wenn da nicht alles in bester Ordnung ist. Es ist eine Kritik an den todernsten Moralisten genauso wie an den fanatischen Revolutionären.

### Sinnvolle Interpretation

Diese Deutung unseres Lebens scheint realistisch und eine echte Hilfe zu sein. Denn im Kreuz ist sowohl der Mensch in der höchsten Lebens- und Schaffenskraft angesprochen, als auch der Mensch, der am Ende ist. Denn die Freude an der Aktivität, an der Leistung, der Kampf und der unternehmerische Geist, sie werden nicht verdächtig und madig gemacht. Im Gegenteil, im Kreuz sind sie bis zur letzten Konsequenz aufgerufen, weil sie unter die Forderung der radikalen Liebe gestellt werden. Das Kreuz läßt den Einsatz der Kräfte, das unverdrossene Engagement selbst dort noch als sinnvoll erscheinen, wo der Erfolg – gemessen an den Erfordernissen – gering bleibt. Denn auch mit unseren halben Erfolgen sind wir von Gott angenommen.

Und schließlich ist vom Kreuz her gesehen auch jener Mensch nicht der Sinnlosigkeit ausgeliefert, der vor den Trümmern steht, den Trümmern seiner Ehe, seiner Karriere, oder den Alter und Krankheit gebrochen haben. Wäre seine Lage noch so aussichtslos, seine Schuld noch so groß, seine Nutzlosigkeit noch so offensichtlich: Der ihm die Hände bindet und ihn führt, wohin er nicht will, ist nicht ein blindes oder zynisches Schicksal, sondern es ist – wie im Wort des Johannes – der auferstandene Herr. Es kommt nur darauf an, ihm die Hände hinzustrecken und sich führen zu lassen, wohin man nicht will ...

Glauben heißt: den Traum von der heilen Welt vergessen und dennoch nicht aufgeben. Glauben heißt: nicht vor der Wirklichkeit fliehen. Mit seinen Grenzen leben, mit seinen Grenzen arbeiten, mit seinen Grenzen kämpfen, seine Grenzen annehmen: Weil auch wir mitsamt unseren Grenzen angenommen sind.

Hans Jellouschek, Stuttgart

Der Autor ist theologischer Referent an der diözesanen Arbeitsstelle für Erwachsenenbildung, Stuttgart.

## FRANÇOIS JACOBS LOGIK DES LEBENDIGEN

Zum gleichen Zeitpunkt, Ende 1970, wurden in Paris zwei Werke veröffentlicht, die für eine breite Öffentlichkeit die beachtlichen neueren Fortschritte der Molekularbiologie darstellten und kommentierten, und deren Autoren für ihren Beitrag zu diesem Fortschritt 1965 gemeinsam den Nobelpreis erhalten hatten. Das erste Werk, «Zufall und Notwendigkeit» von Jacques Monod, wurde bereits in dieser Zeitschrift einer kritischen Untersuchung unterzogen (15. Februar 1972). Diese Besprechung soll dem zweiten gelten, *La Logique du vivant; une histoire de l'hérédité* (Die Logik des Lebendigen; eine Geschichte der Vererbungslehre), das von François Jacob stammt.

Neben den gerade erwähnten Ähnlichkeiten weisen diese zwei Werke den bemerkenswerten gemeinsamen Zug auf, daß sie über eine einfache populärwissenschaftliche Darstellung hinaus eine grundsätzliche Reflexion über die Natur und die Implikationen dieser Entdeckungen ins Auge fassen. Sie sind jedoch erheblich voneinander verschieden. Zunächst durch die Art, wie sie ihr Thema angehen: J. Monod beschränkt sich auf

die heutige Biologie, während F. Jacob vier Fünftel seines Werkes der Geschichte der Entdeckungen widmet, die zur Molekularbiologie geführt haben. Dann und vor allem durch ihre Einstellung, ihren «Stil»: J. Monod macht aus der Molekularbiologie eine Angriffswaffe gegen die Philosophie und die Religion. F. Jacob macht sich gleichfalls Gedanken über die Bedeutung der jüngsten Entdeckungen der Biologie, und seine Reflexion erscheint im letzten dem Spiritualismus entgegengesetzt; aber seine Haltung ist viel offener, viel weniger systematisch, und sie bleibt ziemlich nahe bei den wissenschaftlichen Daten. Von daher erscheint das Werk von F. Jacob «brauchbarer», geeigneter, um die philosophische Reflexion über das Leben anzuregen.

### Geschichte der Biologie

Wenn F. Jacob den größten Teil seines Werkes der Geschichte der Vererbungslehre, dem Hauptthema der Molekularbiologie, widmet, dann liegt das daran, daß er – und zwar mit

Recht – diese Geschichte für besonders geeignet hält, die beachtlichen Endergebnisse verständlich zu machen, zu denen sie gelangt ist.

Bislang wurde uns noch nie ein derart fachkundiger und durchdachter Gesamtüberblick über die fundamentalen Fortschritte der Biologie gegeben. Vor allem wird uns in hervorragender Weise gezeigt, wie nach und nach die Einheit des Lebens erkannt wurde und wie die verschiedenen Wissenschaften des Lebens (Anatomie, Paläontologie, Physiologie, Biochemie, Bakteriologie, Genetik), die lange Zeit praktisch ohne Kontakt waren, allmählich aufeinander zuliefen, sich dabei freilich nicht vermischten – die Biologie ist nicht vereinheitlicht und darf das auch nicht vollständig werden, da das Leben immer unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden muß –, aber doch in einer grundlegenden Disziplin, der Molekularbiologie, zusammentrafen, die wiederum ihrerseits im einzelnen zu ihrer Erklärung beiträgt. Gewiß räumt dieser historische Aufriß bei all seiner Qualität und Synthese anderen ebenso grundlegenden Aspekten der Geschichte des Lebens, wie etwa den Evolutionstheorien, vor allem dem Neodarwinismus und (diesmal zweifellos, weil es sich um eine Richtung handelt, die derzeit nicht in Ansehen steht) dem Neolamarckismus, nicht den gebührenden Platz ein. Wenn man aber von den abstrusen Theorien absieht, zu denen der letztere auch Anlaß gegeben hat, so enthält er doch Gesichtspunkte und Fragestellungen, die keineswegs überholt sind, auch wenn sie problematisch erscheinen.

Der Teil des Werkes, der der Fundamentalbiologie in ihrer heutigen Gestalt gewidmet ist und auf den wir uns jetzt beschränken wollen, ist von allergrößtem Interesse wegen seiner durchdringenden Analysen und seiner hervorragenden Ausdrucksweise. Die Klarheit der Darstellung und die zum Teil spannenden Formulierungen bringen jedoch manchmal die Gefahr mit sich, falsche Vorstellungen zu erwecken. Vor allem in seinem eigentlich wissenschaftlichen Teil verlangt die Darlegung zu ihrem genauen Verständnis große Aufmerksamkeit und setzt gute Grundkenntnisse in Biologie voraus.

## Die wesentlichen Bestandteile und Prozesse des Lebens

Zwei Typen von Grundbestandteilen bauen das Leben auf: die Desoxyribonucleinsäure (DNS) und die Proteine. Ganz verschieden nach ihrer Natur und ihrer Funktion, haben diese beiden Typen von Elementen dennoch eine Gemeinsamkeit, die ein wesentliches Charakteristikum des Lebendigen überhaupt darstellt und es vom Unlebenden unterscheidet: es sind Hochpolymere, das heißt äußerst komplexe Moleküle von einem sehr hohen Molekulargewicht (S. 275). Außerdem haben sie die auffällige gemeinsame Eigenschaft, aus Strukturen von besonderer Einfachheit in einer Dimension zusammengesetzt zu sein. Sie bieten sich als Ketten von Elementarbestandteilen dar. Die Verschiedenheit dieser Ketten entsteht nur durch eine Kombinatorik dieser zahlenmäßig wenigen Bestandteile, die sich in einer großen Häufigkeit wiederholen.

Die DNS, die alle Daten enthält, die den lebendigen Organismus definieren, sieht aus wie eine Doppelhelix oder, genauer gesagt, wie eine verdrehte Leiter. Jede der Längsstreben dieser Leiter ist aus einer Wechselfolge zweier Motive gebildet, die immer dieselben sind: ein Zucker, ein Phosphat. Die Sprossen sind alle auf der Vereinigung zweier verschiedener Basen aufgebaut. Die Gesamtzahl dieser Basen beträgt nur vier: Adenin, Cytosin, Guanin, Thymin. Es gibt also nur vier Verbindungspaare: AT, CG und ihre Umkehrungen TA, GC, weil jede vorgegebene Base sich immer nur mit ein und derselben anderen Base zusammenschließt. Sobald also die Aufeinanderfolge der vier Basen von einer Längsstrebe aus festgelegt ist, so ist die Aufeinanderfolge der Basen auf der anderen Strebe komplementär dazu festgelegt gemäß den Zuordnungen A-T, T-A, C-G, G-C. Hieraus folgt, daß die Definition einer DNS eines lebendigen Organismus vollständig durch einen «Text» ausgedrückt ist, der mit einem Alphabet von vier Buchstaben, A, C, G, T, geschrieben ist. Der Text, der

einen Menschen definiert, enthält etwa zehn Milliarden Buchstaben. Hinzu kommt, daß noch ein anderer äußerst wichtiger Bestandteil existiert, die RNS (Ribonucleinsäure), die sich von der DNS nur dadurch unterscheidet, daß sie oft nur in einem einzigen und nicht in einem doppelten Strang vorkommt und daß andererseits das Thymin durch eine andere Base ersetzt ist, durch das Uracil.

Die Proteine bestehen aus einer einzigen Kette, gebildet durch «eine Aneinanderreihung mehrerer hundert vorwegbestimmter Einheiten aus einem Sortiment von zwanzig Aminosäuren. Ihre räumliche Komplexität ergibt sich daraus, daß die Kette auf sich selbst zurückbiegt. Ihre jeweilige besondere Form erhält die Kette durch die Länge der Kette und die Reihenfolge, in der diese Einheiten angeordnet sind» (S. 277). So kann man ein Protein als einen Text betrachten, der mit einem Alphabet von zwanzig Buchstaben geschrieben ist.

Die grundlegenden Prozesse des Lebens sind von zweifacher Art:

1. Da die DNS die Fähigkeit hat, sich selbst durch die Halbierung der Doppelhelix zu kopieren, wobei jede Helix eine Komplementärhelix konstruiert und dazu das Material aus dem Zellkern schöpft, wird das genetische Potential während der Multiplikation der Zellen weitergegeben, sei es bei der Bildung eines Eies eines neuen Organismus oder bei der Entwicklung dieses Organismus aus dem Ei.

2. Die Proteinsynthese wird durch einen Abbildeprozess mittels der sogenannten «Boten-RNS» garantiert, die eine Art Negativ des Teiles der DNS ist, der diese Synthese determiniert. Die Boten-RNS übermittelt so die Informationen, auf Grund derer die im Zytoplasma der Zelle enthaltenen Aminosäuren allmählich aneinandergereiht werden, um ein bestimmtes Protein zu bilden. Dies geschieht durch die Vermittlung einer anderen RNS, der sogenannten «Transfer-RNS».

F. Jacob unterstreicht die Neuheit der Konzeption vom Leben, die aus diesen bemerkenswerten Entdeckungen folgt:

«Die moderne Biologie erhebt den Anspruch, die Eigenschaften des Organismus durch die Struktur der ihn aufbauenden Moleküle zu interpretieren. In diesem Sinn entspricht sie einem neuen mechanistischen Zeitalter. Das Leben entwickelt sich nach einem *Programm*, das ein Modell darstellt, das einer elektronischen Rechenmaschine entlehnt ist. Es gleicht das genetische Material eines Eies dem Magnetband eines Computers an. Es erinnert an eine Serie von vorzunehmenden Operationen, die Strenge ihrer Abfolge in der Zeit und den Plan, der ihnen zugrundeliegt» (S. 17).

Jedoch unterscheiden sich diese beiden Arten von Programmen in sehr vieler Hinsicht:

«Zum einen verändert sich das eine nach Wunsch, das andere nicht: Bei einem magnetischen Programm wird die Information je nach dem Ergebnis hinzugefügt oder getilgt; dagegen kann die erworbene Erfahrung nicht auf die nukleare Struktur einwirken, und diese bleibt durch die Generationen hindurch unverändert.<sup>1</sup> Andererseits betreffen die Instruktionen der Maschine nicht die physikalischen Strukturen oder die Teilstücke, aus denen sie zusammengesetzt ist; die des Organismus hingegen bestimmen die Erzeugung seiner eigenen Bestandteile, d.h. der Organe, die das Programm auszuführen haben» (ebd.).

## Leben als Regulationsprozeß

In dieser Sicht beruhen die Lebensprozesse allem Anschein nach auf zwei Begriffen: *Information* und *Kommunikation*. Außerdem erklärt sich die Exaktheit des Ablaufs der Operationen, die das Leben mit sich bringt, durch *Regulationen*, die denen analog sind, die wir in unseren modernen Automatismen anbringen, hauptsächlich bei der Einrichtung von «feedbacks» (S. 272). Auch als Ganzer erscheint der lebende Organismus

<sup>1</sup> Diesbezüglich präzisieren wir zweierlei: 1. Die Mutationen, von denen wir weiter unten sprechen, können dieses Programm abändern, was F. Jacob an anderer Stelle sagt, aber hier nicht für zu sagen nötig findet. 2. Manche Biologen bezweifeln die Unfähigkeit der DNS, durch erworbene Erfahrung betroffen zu werden. Aber es handelt sich hier um ein äußerst umstrittenes Problem.

einer Regulation unterworfen, der sogenannten Homöostasie, die die Parameter gewährleistet, die ihn innerhalb gewisser Grenzen festlegen. Schon seit langem hatte man diese Homöostasie erkannt, aber erst mit dem Aufkommen der Molekularbiologie konnte man dafür eine Erklärung finden.

So sind «Organe, Zellen und Moleküle durch ein Kommunikationsnetz verbunden. Sie übermitteln sich ununterbrochen Signale und Botschaften in der Form von spezifischen Interaktionen unter ihren Bestandteilen. Die Wandelbarkeit des Verhaltens beruht auf Rückkopplungskreisen; die Strenge der Strukturen beruht auf der Ausführung eines strikt vorgeschriebenen Programms» (S. 274).

F. Jacob zitiert diesbezüglich die «prophetischen» Ausblicke des großen Physikers *Schrödinger*, eines der Begründer der Quantenmechanik, der in dem kleinen Buch *What is Life* (1944) schrieb:

«Die Chromosomenstrukturen sind zugleich die gesetzgebende und die ausführende Gewalt; der Plan des Architekten und die Technik des Baus.»

So verstanden, zeigen sich die Konstitution und das Funktionieren des lebenden Organismus als von zwei wesentlichen Merkmalen bestimmt:

► Die Erstellung und Aufrechterhaltung einer Organisation, was einschließt, daß in einer Umgebung, in der nach dem zweiten thermodynamischen Prinzip die *Entropie* sich zu vermehren trachtet (anders gesagt, wo die Organisation sich zu zersetzen strebt), der lebende Organismus die Gabe besitzt, sich dieser Tendenz zu widersetzen. Dieser Aspekt des Verhaltens des Lebendigen müßte in philosophischen Überlegungen weiter untersucht werden.

► Die *Reproduktion* scheint den «Hauptoperator der Welt des Lebens» zu bilden. Das Leben hat die Grundtendenz weiterzubesuchen, und zwar durch das Zusammenspiel zweier Prozesse, deren «einer dazu dient, die Information über die Generationen hinweg zu bewahren, der andere, die Strukturen in jeder Generation zur Entfaltung zu bringen» (S. 318).

Ein Wesenszug der Operationen, die eine Zelle ausführt, ist ohne Zweifel ihre Treue.

«Tausende von Reaktionen laufen mit einer Präzision und einer Sicherheit ab, die bei weitem alles übertrifft, was die Technologie und die Industrie hervorbringen können. Aber Sicherheit bedeutet nicht Unfehlbarkeit» (S. 308).

Die Variationen, die das Leben aufweist, sind im wesentlichen von zwei Arten:

► Begrenzte Variationen: die einzigen, die bis jetzt direkt beobachtet werden konnten. Vor allem geht es dabei um die Variationen, die durch die geschlechtliche Fortpflanzung entstehen, die dazu führt, daß der von beiden Eltern abstammende Organismus auf sehr verschiedene Weisen die Merkmale des einen mit denen des andern verbindet. Sodann handelt es sich um Variationen, die von verschiedenen Chromosomenstörungen während der Fortpflanzung herrühren. Insoweit sie eine Änderung der genetischen Botschaft bedeuten, rufen sie die *Mutationen* hervor.

«Jede Mutation, jeder Abbildungsfehler betrifft ein oder mehrere Zeichen des genetischen Textes. Dies führt zur Abänderung eines oder mehrerer Proteine» (S. 310).

Es ist angebracht, die Bedingungen, unter denen Mutationen vorkommen, sehr genau zu präzisieren.

«Die Mutationen modifizieren immer aufs Geratewohl die Reihenfolge einer zufällig aus dem Gesamt des genetischen Programms genommenen Serie. Das ganze System ist darauf angelegt, blinde Fehler zu begehen» (S. 310).

Die Wirklichkeit der Mutationen und ihr zufälliger Charakter sind heute ein allgemein anerkanntes Faktum. Allgemein anerkannt ist ebenfalls, daß die so entstehende Variierbarkeit des lebenden Organismus die Basis eines sogenannten natürlichen Selektionsprozesses bildet, weil nämlich die Bewahrung der Mutationen in den aufeinanderfolgenden Generationen eine

dauerhafte Variation der Art hervorbringt. Aber wie gesagt, bis jetzt konnten wir in der Beobachtung nur sehr begrenzte Variationen feststellen.

► Variationen einer viel größeren Variationsbreite: sie sind als ein immer allgemeiner zugegebenes, aber noch nicht direkt beobachtetes *Faktum anerkannt*. Es handelt sich um diejenigen, die den allmählichen Übergang von den einfachsten lebenden Organismen zu den komplexeren und schließlich bis zum Menschen verursachen. Schon vor dem Aufkommen der Molekularbiologie, um die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts, wurde eine Erklärung der Evolution vorgeschlagen, die sich auf eine kühne Induktion stützte, nach der die Mutationen der Grund des Mechanismus der gesamten Evolution seien. Diese Theorie, die sogenannte neodarwinistische Evolutionstheorie, die vor allem von dem Amerikaner *G. Simpson* vertreten wurde, wird heute von einem ziemlich großen Teil der Biologen akzeptiert. Die Erklärung der Mutationen durch die Molekularbiologie hat dazu beigetragen, sie zu unterstützen. F. Jacob bekennt sich zu ihr, aber wenn er auch, wie wir weiter unten noch zeigen werden, in ihr die einzige Hypothese sieht, die eine Erklärung für die Evolution geben kann, so ist er doch sehr weit davon entfernt, wie *J. Monod* anzunehmen, daß sie eine wirklich bewiesene Theorie darstelle.

## Die Hypothesen der mechanistischen Evolution

Bei der bisherigen Erklärung haben wir uns bemüht, sorgfältig zu unterscheiden zwischen der Gesamtheit der definitiv erworbenen Erkenntnisse, die keinerlei Bestreitung unterliegen, da sie als tatsächengerecht anerkannt sind, und den Hypothesen, über deren Gültigkeit noch keine Einigkeit bei den Biologen besteht, weil sie auf zwar plausiblen, aber noch nicht einmal indirekt experimentell bestätigten Induktionen beruhen. Dabei handelt es sich hauptsächlich um die mechanistische Erklärung der Evolution durch die Mutationen und die natürliche Selektion. Diese Hypothesen bilden einen Teil einer weit umfassenderen Hypothese, nach der die Gesamtheit der Lebensprozesse, das heißt nicht nur das derzeitige Funktionieren des Lebens, so wie es sich uns heute darbietet, sondern auch seine Entstehung und seine Evolution aus der unbelebten Materie heraus, sich in physikalisch-chemische Prozesse zerlegen läßt.

Diesbezüglich erheben sich drei Fragen, die man mit der größtmöglichen Sorgfalt unterscheiden sollte:

1. Angenommen, diese Hypothese entspricht der Wirklichkeit, können wir hoffen, sie eines Tages zu verifizieren?
2. Ist diese Hypothese richtig?
3. Läßt diese Hypothese noch Platz für eine finale Interpretation?

Diese Fragen stellen sich verschieden, je nachdem, ob es sich um biologische Prozesse handelt, die sich heute bei den Lebewesen zeigen, oder um die Evolution, die Konstitution der ersten lebendigen Zelle. Deshalb ist es für die Klarheit der Darlegung wichtig, diese drei Bereiche zu unterscheiden.

## Bewußtsein und Gehirn

Bei all ihrer Großartigkeit lassen die jüngsten Fortschritte der Molekularbiologie doch noch eine ganze Reihe von biologischen Prozessen ungeklärt. Wir wollen nicht weiter auf die Spezialisierung der Zellen in der Entwicklung des Organismus und auf den Prozeß der Embryonalentwicklung eingehen; F. Jacob ist in seinem Werk auf diese Frage kaum eingegangen. Ihre Erklärung stößt auf beträchtliche Schwierigkeiten, aber man sieht allmählich, wie sie überwunden werden könnten, was nicht heißt, daß man sicher sein könnte, sie eines Tages auch tatsächlich zu überwinden. Aber wir wollen das noch viel schwierigere Problem des Funktionierens des Nervensystems

in seiner komplexesten Form, nämlich im Gehirn, vor allem beim Menschen, angehen, wo dieses Funktionieren aufs engste mit dem Bewußtsein verbunden ist. Hierzu sagt F. Jacob:

«Man kann sicher sein, daß die Reaktionen, die die Aktivitäten des Gehirns charakterisieren, dem Biochemiker ebenso banal erscheinen wie die der Verdauung. Aber in physikalischen oder chemischen Begriffen einen Bewußtseinsakt, ein Gefühl, eine Entscheidung, eine Erinnerung zu beschreiben, das ist etwas anderes. Nichts weist darauf hin, daß dies jemals möglich sein sollte» (S. 337).

Diese Bemerkung von F. Jacob verdient einen ausführlichen Kommentar. Halten wir nur fest, daß der Biologe nicht umhin kann, sich das Problem der Beziehung zwischen der Gehirntätigkeit und den verschiedenartigen damit verbundenen psychischen Phänomenen zu stellen. Wir möchten hierbei anmerken, daß auch J. Monod trotz seiner Proklamationen eines radikalen Mechanismus zugibt, daß der Biologe hier an äußerst schwierige Fragestellungen stößt. Er gibt dazu die folgende, für ihn sehr erstaunliche Erklärung ab:

«Diese Illusion (das Bewußtsein) ist so innig mit dem Sein selbst verknüpft, daß es völlig vergeblich wäre zu hoffen, man könne sie jemals austreiben oder lernen, wirklich ohne sie zu leben. Und warum sollte man denn auch? Wer könnte an der Gegenwart des Geistes zweifeln?» (S. 172 bis 173)

Was die Evolution angeht, so ist die Position von J. Monod bekannt. Für ihn hat die mechanistische Erklärung der Evolution durch die Mutationen und die natürliche Selektion «die Gewißheit der Erfahrung und der Logik für sich, sie ist die einzige, die mit den Fakten der Beobachtung und des Experimentes vereinbar ist» (S. 155). Die Position von F. Jacob ist viel nuancierter. Zweifellos – dies gilt es zu betonen, um ihm nicht, wie manche es gerne möchten, eine antimechanistische Haltung zuzuschreiben – sieht F. Jacob genau so wenig wie J. Monod eine andere mögliche Erklärung für die Evolution als die, welche sich auf die Mutationen und die natürliche Selektion beruft. Aber er erklärt:

«Die Zeit und die Arithmetik sprechen dagegen, daß die Evolution ausschließlich in einer Abfolge von Mikroereignissen, in jeweils rein zufällig vorkommenden Mutationen gründe. Um aus einem Roulette Stück ein Stück eine Untereinheit nach der anderen, jede der hunderttausend Proteinketten herauszuholen, die den Körper eines Säugetieres bilden können, dazu bräuchte es eine Zeit, die die Dauer des Sonnensystems bei weitem überstiege ... Die aus der Genetik bekannten Mechanismen begünstigen die Variationen der Programme, aber sie bringen kaum Ergänzungen hinzu. Gewiß, es gibt Abbildungsfehler, die manche Segmente der Botschaft verdoppeln, die genetischen Fragmente, die von den Viren übertragen werden können, ja selbst überzählige Chromosomen, aber diese Prozesse haben kaum Wirksamkeit. Es ist nicht erklärlich, daß sie genügen könnten, bestimmte große Etappen der Evolution hervorzurufen: den Wechsel der Zellorganisation mit dem Übergang von der einfachen Form der Bakterien zu der komplexen Form der Hefen und der höheren Organismen; oder den Übergang vom einzelligen Zustand zum mehrzelligen, oder das Auftauchen der Wirbeltiere ... Um das Anwachsen der Programme im Rhythmus der Evolution abzustimmen, dazu bedarf es ungewöhnlicher Ereignisse. Man ersieht hieraus, wie illusorisch heutzutage jeder Versuch sich ausnimmt, die Zeitabschnitte der Evolution zu ermesen oder ihre Wahrscheinlichkeit abzuschätzen» (S. 329, 330, 332).

### Übergang von der Materie zum Leben

Gleichfalls ist F. Jacob davon überzeugt, daß der Übergang von der Materie zum Leben einzig und allein durch physikalisch-chemische Prozesse vor sich geht, wie übrigens auch J. Monod (S. 157). Doch gibt er zu, daß die tatsächliche Beschreibung dieses Übergangs mit immensen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Wenn man auch die Bildung der chemischen Hauptbestandteile der Lebewesen (Elemente der DNS, Aminosäuren) relativ leicht erklären kann – bekanntlich haben Experimente gezeigt, daß diese Bestandteile sich ziemlich «natürlich» bilden –, so gilt dies jedoch nicht vom Auftauchen der ersten lebenden Zelle, das heißt des ersten Wesens, das mit der Autonomie und der Fähigkeit zur Reproduktion begabt war, welche für den evolutiven Prozeß nötig sind.

«Das Erscheinen eines ganzheitlichen Systems, so primitiv es auch sei; den Ursprung einer Organisation, die sich selbst reproduzieren kann, sei es auch schlecht und langsam, dies kann man sich schwer vorstellen ... Nichts erlaubt uns zu behaupten, man könne jemals den Übergang zwischen dem Organischen und dem Lebendigen analysieren. Vielleicht wird man nicht einmal die Wahrscheinlichkeit für das Auftauchen eines lebenden Systems auf der Erde ausmachen können» (S. 326 bis 327).

Es wäre sehr unvorsichtig, aus diesen Vorbehalten und Zweifeln zu schließen, daß die Molekularbiologie definitiv unfähig sei, eine befriedigende Beschreibung aller Lebensprozesse zu liefern. In diesem Fall müßte man schließen, daß zu einer solchen vollständigen Beschreibung auf der Ebene der Phänomene etwas «anderes» von weder physischer noch materieller Natur hinzukommen müsse. Zweifellos wären so die Spiritualisten, die der «Materialismus» der Molekularbiologie beunruhigt, «versichert». Aber das wäre zu billig und reichlich illusorisch. Wir müssen aufhören, das «Geistige» in die Ritzen und Lücken der Naturwissenschaft einstreuen zu wollen, und wir haben kein Recht dazu, der positiven Wissenschaft Grenzen aufzuerlegen. Aber die Ausweitung der positiven Erklärung des Lebens schließt von sich aus keineswegs die Negation der Finalität ein, so wie wir sie weiter unten näher bestimmen werden, unter der Bedingung, daß sie recht verstanden wird. Deshalb haben wir keinen Grund zur Unruhe, wenn F. Jacob sagt, daß «man sich über das Leben in den Laboratorien keine Probleme mehr macht» (S. 320) und daß mit dem Fortschritt der Biologie der «operationelle Wert des Begriffs Leben sich einfach aufgelöst und seine Macht der Abstraktion sich nur vermindert hätten» (ebd.). Die Geschichte des Niedergangs des «antimechanistischen» Vitalismus wird von F. Jacob im historischen Teil seines Werks nachgezeichnet. Sie bildet einen seiner interessantesten Gesichtspunkte.

Aber bei aller Anerkennung der Freiheit für die molekularbiologische Forschung, bei aller Sorgfalt, sie nicht zu behindern, gibt F. Jacob zu, daß derzeit die Erklärungen, die sie uns anbietet, in vieler Hinsicht noch sehr unzureichend sind. Im Gegensatz zu den Behauptungen J. Monods meint F. Jacob, daß die Erklärungsprinzipien, über die wir derzeit verfügen, wohl noch zu vervollständigen wären durch Begriffe, durch Aspekte, die bislang völlig außerhalb unseres Gesichtskreises liegen. Ja mehr noch, selbst wenn von Rechts wegen das Leben sich «physikalisch» beschreiben lassen sollte, so ist damit noch nicht ausgeschlossen, daß wir vielleicht faktisch nie so weit kommen könnten.

### Kein Wille hat die Evolution geleitet

F. Jacob wird in seinem Bemühen, das Leben ganz zu erfassen, dazu bewogen, Aspekte und Verhaltensweisen der lebenden Organismen anzuführen, über deren Natur er sich nicht explizit äußert, aber deren Charakterisierung ihn dazu führt, sich Perspektiven zu öffnen, die die positive Wissenschaft übersteigen. Freilich müssen wir achtgeben, daß wir ihm nicht mehr in den Mund legen als das, was er sagt. F. Jacob weigert sich energisch, bei der Erklärung des Lebens einen bewußten Willen anzunehmen, der die Evolution gelenkt hätte und die Entwicklung und die Übereinstimmung der Organismen garantierte. Diese Ablehnung ist ein Leitmotiv seines ganzen Werkes:

«Das Lebewesen stellt gewiß die Ausführung eines Planes dar, aber eines Planes, den keine Intelligenz gefaßt hat. Es strebt zu einem Ziel, das aber kein Wille erwählt hat» (S. 10). «Die genetische Botschaft erscheint wie ein Text ohne Autor» (S. 307). «Wenn der genetische Text sich wieder geordnet vorfindet, so geschieht das nicht durch das Mysterium eines Willens, der seine Absichten aufzwingen möchte» (S. 313). «Es gibt keine Psyche, um die Operationen des Lebens zu lenken, keinen Willen, um ihm das Weitermachen oder das Aufhören vorzuschreiben» (S. 319). «Das genetische Programm transformiert sich ohne einen Gedanken, der es diktiert, ohne eine Einbildungskraft, die es erneuert» (S. 319).

Mehr noch, der Leitspruch seines Werkes, dem *Entretien avec d'Alembert* (Gespräch mit d'Alembert) von *Diderot* entnom-

men, formuliert einen klaren Widerstand von seiten F. Jacobs gegen jegliche Auffassung des Lebens, die nicht von der Naturwissenschaft ausginge. «Sehen Sie dieses Ei? Damit bringt man alle Schulen der Theologie und alle Tempel der Erde zu Fall.» Und F. Jacob sagt anderswo, «daß es keine metaphysische Wesenheit gibt, die sich hinter dem Wort Leben versteckt hielte» (S. 32).

Aber trotz dieser abwehrenden und negativen Erklärungen bildet dieser Plan, dieser Zweck, den F. Jacob in den lebenden Organismen am Werk sieht, bei all seiner Blindheit doch durchaus eine Wirklichkeit, während er für J. Monod nur eine Illusion, eine Redeweise ist. Es ist sehr interessant zu sehen, daß F. Jacob den folgenden Text von *Claude Bernard* zitiert und dabei erklärt, «daß an diesen Zeilen kein einziges Wort zu ändern sei» (S. 12):

«Wenn man annimmt, daß die Phänomene des Lebens von physikalisch-chemischen Äußerungen abhängen, was richtig ist, dann ist dadurch das Problem als Ganzes noch nicht geklärt; denn kein zufälliges Zusammentreffen physikalisch-chemischer Phänomene konstruiert deren Sein nach einem Plan und gemäß einem festgelegten und vorausgesehenen Ziel ... Die Phänomene des Lebens haben sicherlich ihre streng determinierten physikalisch-chemischen Bedingungen; aber zugleich ordnen sie sich einander unter und folgen aufeinander in einer Verkettung und nach einem vorausbestimmten Gesetz; sie wiederholen sich dauernd, in Ordnung, Regelmäßigkeit, Gleichmäßigkeit, und sie harmonisieren sich zu einem Resultat, welches die Organisation und das Anwachsen des tierischen oder pflanzlichen Individuums ist. Es gibt so etwas wie ein vorausbestimmtes Ziel jedes Wesens und jedes Organs, so daß jedes Phänomen dieses Systems, wenn es auch für sich betrachtet unter den allgemeinen Kräften der Natur steht, doch hinsichtlich seiner Beziehungen zu den andern ein besonderes Band aufweist und durch irgendeinen unsichtbaren Lenker auf dem Weg, den es verfolgt, geleitet, und auf den Platz, den es belegt, gewiesen zu sein scheint.»

Noch klarer spricht F. Jacob, wenn er erklärt, daß «man nicht mehr Biologie treiben kann, ohne sich beständig auf den *«Entwurf»* der Organismen, auf den *«Sinn»* zu beziehen, den ihre Existenz selbst ihren Strukturen und Funktionen zuteilt».

«Bislang mußte die Analyse zunächst von jeder Betrachtung, die über das untersuchte System und seine funktionale Rolle hinausging, abstrahieren, um wissenschaftlich zu sein. Die für die Beschreibung verlangte Exaktheit erforderte die Ausschaltung jedes finalen Elementes, das der Biologe bei seiner Analyse zurückwies. Heute hingegen kann man nicht mehr die Struktur von ihrer Bedeutung abtrennen,<sup>2</sup> nicht nur beim Organismus, sondern auch bei der Abfolge der Ereignisse, die den Organismus zu dem gemacht haben, was er ist ... Die natürliche Selektion prägt nicht nur dem Organismus in seiner Ganzheit, sondern auch jedem seiner Bestandteile eine Finalität auf» (S. 321).<sup>3</sup>

### Organismus mehr als Maschine

Noch spezieller bemerkt F. Jacob, daß der lebende Organismus nicht mit einer Maschine identifiziert werden kann. Wenn wir seinen Gedanken, wie wir glauben, ohne Verfälschung explizieren, so läuft das darauf hinaus, zu sagen, daß wir vom lebenden Organismus keine operationelle, positive Beschreibung geben können, die befriedigend wäre. Man beachte, wie er sich aus diesem Anlaß auf die so tiefe Analyse der Finalität bezieht, die *Kant* in seiner «Kritik der Urteilskraft» gibt:

<sup>2</sup> Hervorhebung von uns.

<sup>3</sup> Wir verweisen auch auf die Bemerkung von F. Jacob, die seine – weiter oben angeführte – Ablehnung eines Willens, einer bewußten Zielsetzung im Ablauf des Lebens abschwächt und die uns vielleicht den Weg anzeigt, auf dem man heute beim Verstehen des Lebens eine Verbindung der Daten der Naturwissenschaft mit den außerpositiven Faktoren suchen muß: «Wenn es einen Willen gäbe, der den Text modifizierte, so verfügte er über kein Mittel direkter Aktion. Er müßte den langen Umweg über die natürliche Selektion machen» (S. 310). – Eine Diskussion des Begriffs natürliche Selektion kann in dieser Besprechung nicht geliefert werden. Siehe besonders hierzu die zutreffende heftige Kritik der Position der Antifinalisten von *J.P. Grassé* in seinem Werk *Toi ce petit Dieu, Essai sur l'histoire naturelle de l'homme* (Du kleiner Gott, Essay über die Naturgeschichte des Menschen), Paris, Albin Michel 1971.

«Die Finalität des Lebewesens hat ihren Ursprung in der Idee selbst des Organismus, weil die Teile sich wechselseitig reproduzieren müssen, weil sie sich miteinander verbinden müssen, um das Ganze zu bilden, weil, wie *Kant* sagt, «die organisierten Wesen sich selbst organisieren müssen». Und *Kant* nimmt in leicht veränderter Form das Argument von der Uhr wieder auf, das schon *Fontenelle* verwandt hatte: In einer Uhr ist ein Teil das Werkzeug der Bewegung der andern, aber nicht ein Rad die wirkende Ursache der Hervorbringung der andern; ein Teil ist zwar um des andern willen, aber nicht durch denselben da. Daher ist auch die hervorbringende Ursache derselben und ihrer Form nicht in der Natur (dieser Materie), sondern außer ihr in einem Wesen, welches nach Ideen eines durch seine Kausalität möglichen Ganzen wirken kann, enthalten. Die Uhr ersetzt nicht von selbst die ihr entwandten Teile oder vergütet ihren Mangel in der ersten Bildung durch den Beitritt der übrigen oder bessert sich etwa selbst aus, wenn sie in Unordnung geraten ist. Ein organisiertes Wesen ist also nicht bloß Maschine: denn die hat lediglich bewegende Kraft; sondern es besitzt in sich bildende Kraft, und zwar eine solche, die es den Materien mitteilt, welche sie nicht haben» (S. 103).

Zweifellos referiert F. Jacob hier nur eine Betrachtungsweise des lebenden Organismus vom Ende des 18. Jahrhunderts. Aber da er ihr keine Kritik beifügt, können wir annehmen, daß er mit ihr einverstanden ist.<sup>4</sup> Im übrigen sagt er persönlich: «Die Idee der Organisation, der Totalität erfordert eine Finalität» (S. 10 ...?).

Eine Offenheit über die positive Wissenschaft hinaus sehen wir auch in den langen Abhandlungen, die F. Jacob dem hierarchisch strukturierten Pluralismus der Organisationsebenen im Lebewesen widmet. «Von den Teilchen bis zum Menschen findet sich eine Serie von Integrationen, Ebenen, Diskontinuitäten» (S. 324?). Zweifellos gibt es, so erklärt er, unter diesen Ebenen «weder einen Bruch in der Zusammensetzung der Objekte, noch gibt es in den Reaktionen, die sich daraus ergeben, irgendeine Änderung des Wesens» (S. 327?). Aber die Existenz der verschiedenen Ebenen, denen er den Namen «Integronen» gibt, bildet ein Hauptmerkmal des Lebens.

«Durch die Integration ändert sich die Qualität der Dinge. Denn eine Organisation besitzt oft Eigenschaften, die nicht auf der unteren Ebene existieren. Diese Eigenschaften können durch diejenigen der Bestandteile zwar erklärt, aber nicht davon hergeleitet werden.<sup>5</sup> Das heisst, ein einzelnes Integron hat nur eine bestimmte Wahrscheinlichkeit seines Entstehens» (S. 344).

Und das Werk endet mit einer Erklärung, die noch mehr als die oben zitierten Texte diese «Offenheit» manifestiert:

«Was zu guter Letzt allen Organismen, allen Systemen, allen Hierarchien selbst ihre Möglichkeit zu existieren gibt, das sind die Eigenschaften der Atome ... Vielleicht gibt es andere kohärente Beschreibungsmöglichkeiten? Aber in ihrem Erklärungssystem eingeschlossen, kann die Wissenschaft nicht ausbrechen. Heute besteht die Welt aus Botschaften, Kodes und Informationen. Welche Zerteilung wird unsere Objekte morgen auseinandernehmen, um sie dann in einem neuen Raum wieder zusammenzusetzen? Welche russische Puppe<sup>6</sup> wird daraus entstehen?» (S. 345)

Wir wollen diese Sichtweisen nicht pressen, sie nicht für uns «zurechtbiegen», um daraus zu schließen, daß sich F. Jacob ganz dem Finalismus und somit einer Erklärung des Lebens anschliesse, die eine Transzendenz anerkennt. Wir müssen ihren fragenden und teilweise unsicheren Charakter beibehalten und dürfen nicht vergessen, daß sie auf dem Boden einer Ablehnung der Transzendenz stehen. Dennoch sollte man anmerken, daß im Gegensatz zur Ansicht F. Jacobs der Spiritualismus auf der Ebene der Phänomene keineswegs zu einer Negation der Blindheit und der Unbewußtheit der biologischen Finalität nötig. Es scheint sogar, daß er dies fordern muß, da ja das Bewußtsein und das Eingreifen eines Willens sich als Phänomene nur beim Menschen zeigen, welcher sich dadurch gerade von den andern Lebewesen unterscheidet.

<sup>4</sup> Für die Unterscheidung zwischen der Maschine und dem lebenden Organismus verweisen wir auf die hervorragende Studie von *G. Canguilhem* «Le concept et la vie» (Begriff und Leben) in seinen *Etudes d'histoire et de philosophie des sciences* (Studien zur Geschichte und zur Philosophie der Wissenschaften), Paris, Vrin 1968.

<sup>6</sup> Russische Puppe: Puppe, die in sich eine andere Puppe enthält.

Deshalb erscheint uns die *Logique du vivant* (Logik des Lebendigen) von F. Jacob eine Einladung zum Dialog mit den Philosophen und Theologen. Bei all ihrer Autonomie kann die philosophische und theologische Reflexion unseres Erachtens aus dem Kontakt mit derartigen Reflexionen großen Nutzen ziehen. Wenn wir auch einige Standpunkte von F. Jacob nicht akzeptieren können und wenn uns die von ihm vorgelegten Reflexionen vom philosophischen Standpunkt aus ungenügend ausgearbeitet erscheinen mögen, so haben sie doch das große Verdienst, nicht von apriorischen Erwägungen auszugehen, sondern von einer «Erfahrung», der eines bedeutenden Biologen, der zweifellos bemüht ist, der wissenschaftlichen Methode der Analyse und der «Reduktion» treu zu bleiben, der aber über die methodischen Vorschriften hinaus das volle Verständnis des Lebens anzielt und sich von daher gezwungen sieht, in Ehrlichkeit und Treue zu eben der Dynamik seiner Forschung Fragen zu stellen, Wirklichkeiten zu postulieren, die jenseits der strikten positiven Wissenschaft liegen.

*François Russo, Paris*

DER AUTOR ist Konsultor beim «Centre catholique international» für die Unesco. – Die Übersetzung besorgte für uns Harald Schöndorf, Lyon.

## Geist der Armen

### Taizé und die Krise der Orden

Daß ein Kloster zum Treffpunkt der Jugend wird, wo etwa zu Ostern mehr als 10 000 Jugendliche zusammenkamen, ist in der Geschichte der Orden außergewöhnlich; und dies zu einer Zeit, wo das Ordensleben in einer Krise steht, die durch den rapiden Schwund des Nachwuchses und zahlreiche Ausstritte nur äußerlich signalisiert wird; wo die Orden jede spürbare Anziehungskraft gerade für die Jugend verloren haben.

Wie würde ein anderer Orden diese Chance ausnutzen! Wie würde er sich der Welt öffnen, die hier so ganz spontan herbeiströmt, Führungen veranstalten, Attraktionen schaffen, Broschüren verteilen, vielleicht gar Berufe gewinnen. Und wie geehrt wäre man, wenn etwa das Fernsehen käme! Gern würde man alles zur Verfügung stellen, gern die Störung in Kauf nehmen.

### Gegen Korruption durch Erfolg

Es ist unwahrscheinlich, doch in Taizé geschieht von alledem nichts. Es liegen keine Werbeprospekte aus. Die Brüder benutzen die ausgezeichnete Gelegenheit nicht, um über sich und über Taizé zu reden; sie gehen nur darauf ein, wenn sie gefragt werden, und selbst dann oft nur zögernd. *Roger Schutz*, der Prior, sagt:

«Taizé ist nichts anderes als der Name einer kleinen Familie. Er sollte besser nicht so häufig genannt werden ... Spricht wenig davon, spricht vielmehr von der Botschaft, die verkündet wurde ...»

Und als das Fernsehen nach Taizé kam, schreibt Roger Schutz in sein Tagebuch:

«Das Fernsehen in der Kirche. Die Kameralente sind gekommen, ohne sich anzumelden. Was soll man ihnen antworten? Sie sind von ihrer Direktion geschickt worden, haben tausend Kilometer zurückgelegt. Die meisten sind Familienväter. Sie zurückzuschicken wäre unmenschlich. – Ich bestehe auf vollständiger Diskretion ...»

Vielleicht finden die Jugendlichen gerade deshalb Taizé so glaubwürdig, weil es bei all der Bedeutung, die es besonders in den letzten Jahren erlangt hat, doch nichts aus sich macht. «... spricht wenig von Taizé, spricht von der Botschaft ...» Ich habe noch keinen Bruder getroffen, dem der Rummel um Taizé zu Kopf gestiegen wäre: sie bleiben schlicht und spontan, im ärmlichen Rollkragenpullover ähneln sie eher einem Arbeiter oder den Jugendlichen, die auf primitivste Weise auf den Wiesen des Hügels zelten.

Taizé hat diese Publizität nicht gesucht. Der Prior weiß und hat es ausgesprochen, daß dieser Massenandrang eine subtile, aber tödlichere Gefahr ist für seine Communauté als alle Anfeindungen der vergangenen Jahre. Man mußte sehr kluge und sehr energische Regelungen treffen, und man hatte die Phantasie und den Mut dazu:

In Taizé kann man nichts «besichtigen». Man führt kaum je einen Besucher ins Haus. Es kann jemand eine Woche in Taizé sein, und er weiß nicht einmal, wo die Brüder überhaupt wohnen, so abgelegen und unscheinbar sind ihre Wohnungen. Von den Häusern zur Kirche führt für die Brüder ein getrennter Gang. Man kann jeden Bruder sprechen; doch damit das nicht jede geregelte Arbeit der Brüder unmöglich macht, mußte es geregelt (wenn man will: institutionalisiert) werden: man trifft sich nach dem Gottesdienst vor der Kirche.

Hätte man durch diese Hilfen nicht den Einbruch der Öffentlichkeit in das Leben der Gemeinschaft verhindert, wäre sie schon längst durch den eigenen Erfolg korrumpiert worden.

Nun könnte sich aus dem Gesagten für den, der Taizé nicht kennt, ein völlig falsches Bild ergeben. Die Dinge, die genannt wurden, sind nur zu verstehen auf dem Hintergrund der ganz frappierenden Offenheit, die jeden beeindruckt, der nach Taizé kommt. Sie haben nichts zu tun mit der Ängstlichkeit und Starrheit, mit der so viele Klöster auf ihre Trennung von der Welt bedacht sind. Die meisten Gemeinschaften sind längst nicht so offen und gastfreundlich und andererseits auch längst nicht so unerbittlich im Sicherstellen des Notwendigen – und so wird keines von beiden recht getan, und man vergißt, daß man die Weite der Offenheit für die Welt nur in der Tiefe der Kontemplation erhalten kann und dass die Lauterkeit der Kontemplation nur geprüft werden kann an der Offenheit für den andern. An Taizé erkennt man, daß es für einen Orden nicht darum geht, die rechte Mitte zwischen Kontemplation und Aktion zu finden, sondern daß beides ganz «extrem» da sein muß, weil es sich gegenseitig bedingt.

Ich glaube, was so viele Jugendliche an den Brüdern von Taizé beeindruckt, ist zutiefst das: daß man hier Menschen sieht, die offensichtlich aus dem Glauben leben (mit einer Tiefe und Innerlichkeit, wie man sie sonst selten findet), und die zugleich ganz im Heute stehen (mit einem Verständnis für alle Zweifelden bis hin zum Atheisten, wie man es auch selten findet).

### Gegen einen Überhang der Aktion

Ich habe eingangs mit einiger Ironie die Naivität geschildert, mit der viele Orden für den Erfolg des Reiches Gottes zu wirken meinen, wo es in Wirklichkeit um den Erfolg des eigenen Institutes geht. Daß so die apostolische Arbeit selbst zum Verhängnis werden und den Geist des Evangeliums unmerklich aushöhlen kann, ist ein Paradox, das aber bei den apostolischen Orden heute sehr real ist. An der Wachsamkeit für diese leisen Prozesse fehlt es im allgemeinen sehr. Bei vielen Orden scheint heute der Punkt nahe, wo sich das Apostolat durch die immer größere Gütermenge, den immer un-menschlicheren Organisationsapparat selbst ad absurdum führt. Das Ganze unterscheidet sich nur noch durch seinen guten Zweck von einem Geschäftsunternehmen, nicht aber in seinen Methoden. Und der gute Zweck muß immer mehr Mittel heiligen.

Nun ist Taizé bei diesem Problem in einer glücklicheren Lage, weil es keine apostolische Gemeinschaft ist. Taizé treibt kein Apostolat, es ist an sich eine kontemplative Gemeinschaft, die in Gebet und Arbeit (meist Handarbeit) ein christliches und mönchisches Leben führen will. Gewiß übt derjenige, der etwa als Arzt eintrat, diesen Beruf weiter aus, und einige Brüder verfassen religiöse Schriften, doch die Gemeinschaft versteht sich nicht apostolisch, das heißt sie geht nicht in die Welt, um dort etwa pastoral oder sozial zu wirken. Die zahlreichen ordinierten Pastoren unter den Brüdern machen in der Regel Handarbeit wie die übrigen.

Taizé hat kein vorgegebenes Ziel. Sein Ziel ist das Zeugnis des Ordenslebens selbst. Es muß nicht, wie andere Orden, möglichst viel Personal und Geld für eine bestimmte Aufgabe zu beschaffen suchen. Dann ist es natürlich leichter, auf Werbung zu verzichten, auch auf Berufs«werbung». Dann ist es möglich, von dreißig jährlichen Bewerbern nur zwei anzunehmen; ist es möglich, die Gemeinschaft «in menschlichen Ausmaßen» zu halten, den Apparat stets so klein zu halten, daß er das Leben nicht erstickt. Dann ist es leichter, «zu leben ohne Sicherung für den morgigen Tag, in dem fröhlichen Vertrauen, daß für alles gesorgt sein wird» (Regel), sich selbst nicht so wichtig zu nehmen. Es geht nicht darum, aus der schwierigen Situation eines Ordens, der Apostolat und Ordensleben vereinigen muß, voller Neid auf Taizé zu blicken – oder auch abwertend zu sagen, Taizé mache sich die Sache zu leicht. Machen wir uns die Sache nicht zu schwer?

Nicht, daß die aktiven Orden ihr Apostolat aufgeben sollten. Die Brüder von Taizé selbst wären die letzten, die sich als vorbildhaftes Modell für alle hinstellen würden. Immerhin hat Taizé Lösungen gefunden für zentrale Probleme des Ordenslebens, an denen die meisten Orden krankten. Gewiß können wir diese Lösungen nicht einfachhin übernehmen. Aber können die Orden in einer Zeit, wo es um das Überleben geht, es sich noch leisten, nur Lösungen zu suchen, die keine ihrer überkommenen Eigenarten antasten? Und gleichgültig, wie die Eigenart des Ordens aussieht – auf jeden Fall sollte Taizé zeigen: das persönliche Zeugnis ist *conditio sine qua non*. Es ist Wahnsinn (man muß das starke Wort gebrauchen), wenn ohne dieses persönliche Zeugnis Apostolat getrieben wird. Wenn ein Orden ein «Werk» hat, das apostolische Erfolge auf Kosten des religiösen Lebens der eigenen Mitglieder erringt, dann müßte man es aufgeben. Und das wird oft der Fall sein. Es gibt in vielen dieser «Werke» Positionen, die ein Leben nach dem Evangelium so erschweren, daß die meisten es faktisch nicht leisten. Es nützt nichts, zu beteuern, daß es «an sich» möglich sei und vielleicht früher in einer festen religiösen Umwelt auch praktisch möglich war. Ist es zu verantworten, Ordensmitglieder in solchen Positionen zu «verheizen», damit die «Werke» weitergeführt werden können? Die Jungen im Orden haben den richtigen Instinkt, wenn sie solche überkommenen «Werke» leicht als Hemmschuh empfinden.

An Taizé könnte man sehen, wie man das ganze Milieu des Ordenschristen in erster Linie daraufhin einrichtet, daß es das religiöse Leben der Brüder fördert (und nicht etwa hindert). Das ist kein religiöser Narzißmus, weil es ja inhaltlich nichts anderes heißt, als immer selbstlosere Liebe zum andern und zu Gott; und weil dieses Leben selbst das Zeichen sein soll, das die andern überzeugt. Und dann könnte man dort sehen: Wer so selbst zum Zeichen geworden ist, wen der Glaube umgewandelt hat, der ist wie ein Weltwunder. Man kommt von weit her, um ihn zu sehen. Erst recht, wenn eine Gemeinschaft dieses Zeichen ist.

### Gegen die Gefahr des Reichtums

Bei dem Bisherigen stand immer schon die Frage der Armut im Hintergrund. Besonders, wenn man sie so betrachtet, wie das Evangelium sie sieht: Armut ist Verzicht auf Macht. Die Armen sind immer auch die Kleinen.

Das Wort «Armut» wird in der Regel von Taizé nicht gebraucht, es heißt stattdessen «Gütergemeinschaft». Und doch ist der Armutsstil in Taizé für die Jugendlichen überzeugender als der anderer Orden. *Karl Rahner* hat in einem Artikel ausgezeichnet die schier unlösbaren Probleme gezeigt, die das Zeugnis der Armut in den Orden heute fast unmöglich machen.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> «Armut des Ordenslebens in einer veränderten Welt», in *Geist und Leben* 1960, S. 262.

Ein Problem, an dem die meisten gescheitert sind, ist dies: Es ist fast unausweichlich, daß man für eine größere Gemeinschaft eine entsprechende Gütermenge besitzen muß: Großgrundbesitz, Gebäude, wie sie nur größere Organisationen besitzen, entsprechendes Kapital, Sicherheit für die Zukunft. Das alles erweckt zumindest nach außen unausweichlich den Eindruck von Reichtum und Machtzusammenballung und verkehrt das Zeugnis, das eine Ordensgemeinschaft geben muß, oft ins krasse Gegenteil. Taizé dürfte eine der wenigen Gemeinschaften sein, wo das Zeugnis einer kollektiven Armut spontan zu spüren ist. Mit energischer Phantasie hat man ganz neue Wege gefunden, um der tödlichen Gefahr so vieler Ordensgründungen zu entgehen. (Dabei hat Taizé allerdings das Problem der apostolischen Orden nicht, das zu den oben genannten Problemen noch hinzukommt, nämlich die enorme Gütermenge, die ein modernes Apostolat zu erfordern scheint, zu bewältigen.) Nehmen wir die erwähnten, anscheinend notwendigen Dinge einzeln vor:

► Ist es möglich, ohne Großgrundbesitz auszukommen? Roger Schutz schreibt: «Abgesehen von den Gebäuden, die uns Unterkunft gewähren, haben wir auf alles Eigentum verzichtet, auch auf den Besitz am Landgut.»<sup>2</sup> Dahinter steht folgendes: Die Gemeinschaft war in Sorge wegen des äußeren Zeichens von Reichtum, den in den Augen der Leute ihr Bauernhof mit dem Grundbesitz und ausgezeichneten Viehbestand bildete. «Sie richtete daher im Herbst 1961 an fünf junge Bauernfamilien die Einladung zu gemeinsamer Bearbeitung. Der Ertrag sollte unter alle gleicherweise aufgeteilt werden, gleichviel was man anfangs dazu mitgebracht hatte; die Gemeinschaft von Taizé sollte als eine Familie von sechs gerechnet werden. 1962 legten die Beteiligten ihr Vieh, ihre landwirtschaftlichen Maschinen und ihren Boden zu einer Gütergemeinschaft im Rahmen einer örtlichen Genossenschaft zusammen, die den Namen COPEX annahm. Als 1964 die Woche für die Einheit gehalten wurde, vollzog die Gemeinschaft einen weiteren Schritt: sie verzichtete auf alle Besitzrechte, die sie auf die COPEX besaß, besonders auf das Vieh und die Maschinen, die sie selber gebracht hatte ... Dieser Verzicht erfolgte zugunsten der andern Mitglieder. Das bedeutet, daß Taizé nunmehr in der Genossenschaft kein Kapital mehr hat, aber voll darin im Einsatz bleibt.»<sup>3</sup>

► Selbst ein großes Gebäude erwies sich nicht als notwendig, um die wachsende Zahl der Brüder (etwa 50 in Taizé) unterzubringen: die Gemeinschaft wohnt einfach in verschiedenen Häusern des Dorfes, die sich kaum von den andern Dorfhäusern unterscheiden. Das einzige auffällige Gebäude ist die Kirche, die 1962 errichtet wurde und 3000 Menschen faßt. Doch als zum Ostertreffen im vergangenen Jahr 7000 Jugendliche nach Taizé kamen, riß man ohne Bedenken die Stirnwand ab und fügte ein großes Zelt an, so daß alle 7000 Platz fanden. Vielleicht zeigt nichts so eindrucklich die «Dynamik des Vorläufigen», das «Leben im Heute Gottes» (Schriften von Roger Schutz), wie diese Geste.

► Wohl noch wichtiger als das Genannte dürfte für die jugendlichen Besucher sein, daß die Gemeinschaft von ihrer Hände Arbeit lebt, und zwar größtenteils wirklich von Handarbeit, wie die «einfachen Menschen». Es ist wichtig, daß so auch nach außen sichtbar aller Besitz der Gemeinschaft redlich und sauer verdient wird. Ich glaube, das ist es, was man sehen will und was man so oft an den herkömmlichen Klöstern vermißt. Es kommt den Jugendlichen gar nicht so sehr darauf an, ob die Ordensleute wirklich bettelarm leben, das betrachten sie sogar eher als ein wunderliches Relikt aus vergangener Zeit, was sie erwarten ist, daß die Besitzverhältnisse durchsichtig sind, daß diese Menschen «ehrlich ihr Brot verdienen».

<sup>2</sup> «Warten auf das Ereignis Gottes». Herder Verlag, Freiburg 1970, S. 111.

<sup>3</sup> J.M. Paupert, «Taizé und die Kirche von morgen». Rex-Verlag, Luzern 1969, S. 130f.

Darum hat sich Taizé zu einem erstaunlichen Schritt entschlossen: es nimmt grundsätzlich keine Spenden für sich selbst an. (Ich weiß nicht, wo es das sonst noch gibt. Es wäre zu wünschen, daß auch andere Orden dieses mutige Zeichen zu setzen wagten.) Die Gästehäuser für Hunderte von Retraitanten werden unabhängig von der Gemeinschaft betrieben. Evangelische und katholische Schwestern führen sie in eigener Regie.

► Und die Gemeinschaft verzichtet so weit wie möglich auf die «Sorge für den morgigen Tag». Der Prior erinnert an «unseren Vorsatz, uns keinerlei Kapital zu sichern, ohne Furcht vor möglicher Armut ... Sollten alle Quellen versiegen, betreiben wir unsere Mission im Zustand völliger Mittellosigkeit».<sup>4</sup>

Doch noch herrscht nicht wirkliche Armut, sondern Gütergemeinschaft; Gütergemeinschaft aber nicht nur untereinander, sondern auch mit der notleidenden Welt. «Wir wollen keine Reserven anlegen»: Was man nicht unmittelbar zum Leben braucht, wird hergeschenkt, für die Dritte Welt, vor

allem für Lateinamerika. Aus dem Kontakt mit Helder Câmara und anderen lateinamerikanischen Christen ergab sich die «Aktion Hoffnung». Sie hat Projekte in verschiedenen Ländern Lateinamerikas, und zwar «wurden Orte gewählt, die an Wegkreuzungen liegen, um so durch den großen Erdteil hin gut sichtbare Zeichen der Hoffnung aufzurichten» (Roger Schutz). Es ist kein Raum, um Einzelheiten dieses Engagements zu nennen. Es sollte nur ein letztes Merkmal der in Taizé gelebten Armut zeigen: die Bereitschaft, zu teilen.

Man denkt an das, was Roger Schutz bei der Ankündigung des Konzils der Jugend über die Kirche sagte: «Der auferstandene Christus ... bereitet uns einen Frühling der Kirche: eine Kirche, die über keine Machtmittel mehr verfügt, bereit, mit allen zu teilen, ein Ort sichtbarer Gemeinschaft für die ganze Menschheit.»

Taizé ist wie ein kleines Modell dieser erneuerten Kirche.

Karl Neumann, Siegburg

<sup>4</sup> Vgl. Anm. 2.

## «Leisetreten» oder polarisieren?

Der Beobachter der ersten Landesversammlung von «Open Kerk» in Noordwijkerhout gewann einen merkwürdigen, schwer zu beschreibenden Eindruck. Weckte der Tagungsort, wie beabsichtigt, Erinnerungen an die sechs Vollversammlungen des Niederländischen Pastorkonzils von 1968 bis 1970, so wurde jeder enttäuscht, der erwartete, er erlebe hier die Geburt einer Nachfolgeinstitution. Die nur eintägige Versammlung vom 25. März 1972 war in vielfacher Beziehung etwas völlig anderes. Mehrere bekannteste Gesichter waren überhaupt nicht zu sehen: so der Direktor des Pastoralinstituts, Dr. Walter Godijn, die Theologen Schillebeeckx und Schoonenberg, wie auch die Wortführer bestimmter Gruppen. So kam es von «links» oder «rechts» kaum zu profilierten oder gar polaren Stellungnahmen. Und für herausfordernde «Anfragen» fehlte diesmal der Adressat: die Bischöfe und an ihrer Spitze der Kardinal. Es fehlte also die Hierarchie, es fehlte auch alles übrige, was das Pastorkonzil strukturiert hatte: die Experten der Sachkommissionen auf der Bühne und im Parkett die Gliederung nach Diözesen. Die Versammlung wirkte vielmehr, mindestens auf den Außenstehenden, wie eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, die zwar ein gewisses, gemeinsames Gefühl und Bedürfnis, nicht aber ein organisierter Wille zusammengeführt hatte. Das war um so erstaunlicher, als der Entschluß zur Bildung der «Open Kerk» als dezidierte Reaktion auf die römische Nomination des neuen Bischofs von Roermond/Limburg (vgl. Orientierung Nr. 5 vom 15. März 1972, S. 55 ff.) gefaßt worden war.

### Basisbewegung ohne Kontestation

Tatsächlich bildete sich schon wenige Stunden nach der Bekanntmachung des Namens *Gijsen* in Limburg ein erster Kern. Insgesamt fünfzig Priester dieser Diözese kamen alsbald in ihrer Gewissensbedrängnis zum Entschluß, zunächst einmal den neuernannten Dr. Gijsen zu bitten, das Bischofsamt nicht anzunehmen. Doch das kam für Gijsen nicht in Frage. Unter Führung von Dr. *Meijs*, Dekan von Hoensbroek im «tiefen Süden», wurde sodann eine Arbeitsgruppe gebildet, um etwas zu unternehmen, das die Ausbreitung von Panik und Resignation verhindern sollte. Deutlich spürte man, daß der diözesane Rahmen zu klein sei und man Solidarität auf Landesebene anstreben müsse. Da zudem die längst versprochene Nachfolgeinstitution des Pastorkonzils immer noch auf sich warten ließ, dachte man zunächst an einen Ersatz in Form eines «Pastorates von Priestern und Laien» auf Landesebene, wie wir sei-

nerzeit angemerkt haben. Diese Absicht hat man inzwischen zurückgestellt, und zwar in Absprache mit einer inzwischen von den Bischöfen eingesetzten Kommission der Kirchenprovinz, die das erste Zusammentreten eines offiziellen Landespastorates für den kommenden Herbst vorbereitet. Dieser Institution will man eine Chance geben und läßt ihr somit den Vorrang, freilich ohne sich das Recht zu kritischer Beobachtung zu versagen. Als «kritische Instanz» und als «Basisbewegung», nicht als eine «andere Kirche» versteht sich die Gruppe der «Open Kerk». Dabei hat die Versammlung in Noordwijkerhout gezeigt, daß dies keineswegs im Sinne der Kontestation gemeint ist. Diese wollte man so sehr vermeiden, daß der Name *Gijsen* kein einziges Mal fiel, als ob er bereits tabu wäre. Ebenso vermied man jegliche Resolution und entging somit auch dem Zwang zu einer Abstimmung. Als dann schließlich am Nachmittag zuerst in einem Arbeitskreis, dann im Plenum die Geistlichen der ökumenischen Studentenpfarre von *Leiden* ihre Situation darlegten und einen Brief an Kardinal Alfrink verlasen, ließ man sich auch davon nicht zu einem formellen Akt der Solidarisierung verleiten, sondern kündigte eine solche lediglich für den Fall an, daß diesem Experiment bzw. einem der Geistlichen Unheil widerführe.

Dabei liegt der ökumenische Charakter dieser Studentengemeinde durchaus auf der Linie ökumenischer Öffnung; der «Open Kerk» mit einigen von Professor *Haarsma* formulierten Thesen Ausdruck gab und die sie mit der «Öffnung zur Welt» verbinden will. Die «Strategie» der *mageren Jahre* besteht dabei einerseits darin, immer wieder «Brücken zu bauen», andererseits solche, die an den starren Verfügungen der Hierarchie scheitern oder zu zerbrechen drohen (z. B. verheiratete Priester ohne Amt), menschlich und finanziell zu unterstützen. Der Nachdruck liegt auf der in Glauben und Gewissen gründenden Eigenverantwortung der Laien, der Gemeinden und Basisgruppen: man soll sie wahrnehmen, ohne auf die Hierarchie zu warten, aber auch ohne diese speziell herauszufordern. Es ist eine Art des Stillehaltens, die ebenso der Vereinnahmung zu entgehen versucht, wie sie den formellen Protest und vorderhand auch die Konfrontation vermeidet. Der *Brief von Leiden* (siehe Kasten) macht hier eine Ausnahme: er zeigt den dezidierten Willen, die Bischöfe aus der Isolierung, die ihnen jetzt droht, herauszurufen und erneut zum Gespräch oder zu einem Gestus zu veranlassen. Diese Herausforderung ist um so erstaunlicher, als diese Gemeinde, so würde man meinen, allen Grund hätte, sich ruhig zu verhalten, um in Ruhe gelassen zu werden. Sie hat nämlich schon im Mai letzten Jahres beschlossen, daß in ihr auch derjenige katholische Pfarrer, der bisher wegen seiner Verheiratung zögerte, der Eucharistiefeier vorstehen solle. Trotz dieses Beschlusses griff nie-

## Brief der Studentenfarrer von Leiden an Kardinal Alfrink

Leiden, den 23. 3. 1972

Eminenz,

Das Zweite Vatikanische Konzil hat uns beauftragt, die Zeichen der Zeit zu verstehen und die Kirche auf die Höhe der Zeit zu bringen. Die persönliche Gewissensfreiheit wurde als unveräußerliches Menschenrecht erkannt und als zu fördernder Wert herausgehoben. Wir begreifen, daß dieser Auftrag viele verunsichert hat und daß es Gruppen innerhalb der Kirche gibt, die die Konsequenzen aus dem Konzil nicht ziehen konnten. Wir begreifen auch, daß Sie, Bischöfe und kirchliche Autoritäten, vor folgendem schwierigen Dilemma gestanden haben: Entweder konsequent für die Gewissensfreiheit einzustehen oder ob der mangelnden Sicherheit in der nur je eigenen Überzeugung sich für die Treue zu einem Kirchenbild zu entscheiden, in dem das eigene Gewissen sich letztlich nach der obersten Autorität in der Kirche ausrichten muß.

Sie haben sich, aus welchen Gründen auch immer, für das Zweite entschieden. Wir bedauern diese Entscheidung, weil wir vermuten, daß dieser Weg, wie Sie ihn nun gehen müssen, eine Sackgasse ist; aber wir respektieren Ihren Entschluß. Dies bedeutet freilich, daß Sie sich dann schließlich auch entscheiden müssen:

- gegen den Gebrauch der Pille,
- gegen die Art der Glaubensdarstellung Ihrer Theologen (Katechese in der Diözese Brabant)
- gegen die sogenannte Zweitehe
- gegen die Amtsausübung oder entsprechende Betätigung der verheirateten Priester.

Sie können das offenbar alles tun, und zwar aus voller tiefer Überzeugung nicht nur im Sinne einer allgemeinen und gefühlsmäßigen Ergebenheit gegen den Heiligen Vater, sondern auch im Hinblick auf Sache und Inhalt von all dem, was Ihnen im Augenblick von Rom befohlen wird!

Wenn das wirklich der Fall ist, so haben wir einander nichts mehr zu sagen. Wenn Sie hingegen anerkennen, daß Sie in einem Dilemma stehen, in dem Sie sich unbedingt für die Treue dem Papst gegenüber entscheiden, aber andererseits davon überzeugt sind, daß die ganze römische Politik für eine große Gruppe aufrichtiger, gewissenhafter Christen eine Glaubenskrise heraufbeschwört, dann muß Sie das mit einer fast unerträglichen Verantwortung belasten. Sie können diese Gruppe in keiner Weise in ihrem Glauben stärken, weil Sie dann selber in Konflikt geraten mit der anderen Treue: nämlich der Treue zum Heiligen Vater, die Ihnen so sehr am Herzen liegt.

In vielen Städten unseres Landes hat sich eine solche Gruppe solidarisiert, so auch in Leiden: es sind Studenten, Altakademiker, Menschen aus der Stadt und der Umgebung, die nach ihren eigenen Worten den Glauben an die Kirche, wie sie sich augenblicklich darstellt, verloren haben. Diese Gruppe tastet sich auf ihre eigene Weise voran. Sie will sich nicht isolieren, aber sie fordert, daß sie sich selber bleiben könne. Was heute über das Amt, über die Ökumene, die verheirateten Priester und über Eucharistie und Abendmahl an Fragen in die Diskussion geworfen wird, darin sehen diese Menschen kein Problem. Sie sind auf andere Weise auf der Suche, und mit dieser Art und Weise brauchen Sie nicht einverstanden zu sein. Wenn Sie genau wissen, wie es sein sollte und wie die Wahrheit aussieht, dann müssen Sie uns das sagen! Wenn Sie hingegen mit uns einig gehen und zugeben, daß auch Ihr Weg nicht der einzig wahre ist, daß auch Sie selbst sich in einem fürchterlichen Dilemma bewegen: dann können wir miteinander im Gespräch bleiben. Denn dann ist die Basis für ein gemeinsames Suchen gelegt. *Wir* werden dann versuchen, *Ihre* Freiheit nicht zu unterminieren; Sie aber untergraben dann auch unsere nicht!

▷ Wenn Sie also zugeben können, daß eine «Diaspora»-Gruppe wie die unsere eine Folge Ihrer Politik ist

▷ und wenn Sie einsehen, daß eine Diasporagruppe wie die unsere für die Teilnehmer eine letzte Form ihres Glaubens an die Kirche ist

▷ und wenn Sie ebenfalls einsehen, daß die geistliche Not und die Beunruhigung, von der Sie selber oft gesprochen haben (als es um die Rücksicht auf solche ging, die die Entwicklung der Kirche in Holland geistig nicht mitmachen konnten), in anderer Form aber ebenso sehr bei Menschen vorhanden ist, die ihre Zuflucht in unserer Gruppe gefunden haben:

dann bitten wir Sie mit großer Eindringlichkeit, einen Gestus zu machen, aus dem hervorgeht, daß Sie Ihre gläubige Verantwortlichkeit für diese Gruppe nicht aufkündigen. Fernerhin würden wir es bedauern, wenn Sie diese fundamentale Fragestellung in Ihrer Reaktion auf diesen Brief auf ein formales, für uns inhaltloses Verbot der Amtsausübung an die Adresse eines verheirateten Priesters reduzieren würden.

Wir bitten Sie ehrlich und offenherzig, mit uns darüber nachzudenken, was eventuell geschehen muß, damit sowohl unsere geistige Freiheit nicht in Gefahr kommt, als auch Ihre kirchenrechtliche Position nicht allzusehr beeinträchtigt wird.

Mit den Gefühlen der Verbundenheit im Namen der Pfarrer der Studentengemeinde von Leiden

*H. v. Breukelen, J. v. d. Hoeven, K. Bouhuys*

mand ein; dabei gehört Leiden zur Diözese Rotterdam, dem Sprengel von Bischof *Simonis*. Der jetzige Brief wurde durch die Kunde veranlaßt, daß der Fall von Leiden auf der nach Ostern abgehaltenen Bischofskonferenz zur Sprache komme. Seither hat die Bischofskonferenz aber nichts von einer Beratung oder einem Beschluß in dieser Sache verlauten lassen, und dies obwohl der herausfordernde Brief von Leiden an die Öffentlichkeit gelangte.

### Die Bischöfe zwischen zwei Feuern

An dieser Stelle ist ein Wort über die Bischöfe und die Bischofskonferenz und ihren Platz «zwischen zwei Feuern» fällig. Als *Simonis* ernannt war, haben bekanntlich sowohl im Bistum wie auf der Ebene der Kirchenprovinz Verhandlungen stattgefunden, die eine Integrierung von *Simonis* in die bestehenden Kader anstrebten und, wie es scheint, auch zustande brachten.

Zwar konnte man noch vor einem Jahr, Anfang Mai, Stimmen vernehmen, als sei es unvermeidlich, daß es im Bistum Rotterdam zu einem «Großkampf» komme. *Simonis* gab damals in der Zeitung *De Tijd* ein großes Interview, das an die Gründonnerstagsansprache des Papstes mit den Bemerkungen über

die ihr Amt verlassenden Priester anknüpfte. Als Reaktion darauf faßte die Studentengemeinde den erwähnten Beschluß.

Der Kampf blieb dann aber aus, weil *Simonis* sich im effektiven Handeln offenbar zurückhält oder zurückgehalten wird, sei es von den Kadern seines Bistums, sei es von der gemeinsamen Beratung in der Bischofskonferenz. Diese hat ja *Simonis* bei der Weihe bewußt und feierlich «in ihr Kollegium und damit in das Bischofskollegium der Gesamtkirche» aufgenommen.

Die *Ansprache*, die Kardinal *Alfrink* als Erzbischof der Kirchenprovinz damals gehalten hat, verdiente auch heute wieder zu Herzen genommen zu werden. Offen sprach er von der Situation der wachsenden Polarisierung in der Kirche der Niederlande, offen von den Fehlern, die bei der Ernennung von *Simonis* gemacht wurden und die hätten vermieden werden können. Eindringlich sprach er dann von der Aufgabe des Bischofs, «*Brückenbauer nach allen Seiten*» zu sein. Das sei, so fügte er hinzu, «keine Angelegenheit von Kompromissen, sehr wohl aber eine Frage des Vermeidens von Einseitigkeit oder Intransigenz und von Verständnis für Pluriformität, wo die Einheit des Glaubens diese zuläßt». Er schilderte dann die Schwierigkeiten und die Mißverständnisse, die mit einer sol-

chen Amtsauffassung gegeben seien, und das Mißtrauen, dem man dabei bei solchen begegne, die von einem Bischof ein «kraftvolles Auftreten» erwarten. Als guter Bibelkenner zitierte er eine Reihe von Texten, die die Milde Christi bezeugen, der nicht kam, das geknickte Rohr zu brechen, den glimmenden Docht zu löschen oder das Unkraut samt dem Weizen vor der Ernte auszureißen: Diese *auch* evangelische Sicht, so fand Alfrink, liege dem modernen Menschen mehr als der von intransigenten Leuten so gern beschworene «geißelnde Herr im Tempel». Es sei zudem *die* Art von *Autoritätsausübung*, die der gegenwärtige Papst nach seinen eigenen Worten (Osservatore Romano, 12. April 1970) für sich gewählt habe, weil sie der Natur und Zielsetzung der Autorität in der Kirche besser entspreche: *die Art nämlich, die den andern helfen wolle, daß sie «zu einem guten, freien und verantworteten Selbstaussdruck kommen», im Gegensatz zu einer Autoritätsausübung, bei der man «Druck auf andere ausüben und die Freiheit anderer Menschen samt ihrer Aktivität unter Zwang halten will, indem man ihnen für gewöhnlich Angst einjagt».* Zum Schluß sprach Alfrink dann von der Zusammenarbeit im Bischofskollegium, von der er selber einst als jüngster «Kollege» sehr viel profitiert habe.

Leider hatte bei der Amtseinsetzung von Bischof *Gijsen* für Roermond/Limburg der Kardinal keine Gelegenheit, eine so meisterhaft und mit menschlicher Wärme in die konkrete Situation gesprochene Exhorte zu halten. *Gijsen* wurde, wie wir berichtet haben, zu einer «Sammelweihe» nach Rom aufgebeten und Alfrink hatte dort als Mitkonsekrator nichts zu sagen. In Holland ließ die Fernsehübertragung manche denken, es sei jetzt wieder alles in Ordnung, aber in der Presse meldeten sich Stimmen, zum Teil solche von Rang, die von einer «abscheulichen Erniedrigung» und von einem «Gang nach Canossa» sprachen. Alfrink berichtete nach seiner Rückkehr, der Papst sei über diese Kommentare entsetzt gewesen. Der Kardinal gab zu, daß es beträchtliche Schwierigkeiten der Kommunikation gegeben habe, meinte aber, er sei «mit etwas mehr Vertrauen aus Rom zurückgekommen».

### **Unerwartete Unterstützung aus Rom**

Zu solchem Vertrauen dürfte wesentlich beigetragen haben, daß Alfrink neben der Kurie auch noch etwas vom «anderen Rom» erleben durfte. Haben schon an der Bischofssynode vom vergangenen Herbst die *Generalobern der Orden* eine erstaunliche Nähe und Öffnung zur Wirklichkeit und Solidarität mit der jüngeren Generation der Priester an den Tag gelegt, so ist nun aus diesem Kreis, aus dem konkreten Anlaß der römischen Ernennung und Weihe von Bischof *Gijsen*, eine öffentliche Solidaritätserklärung mit dem holländischen Episkopat abgegeben worden, wie man sie von seiten der Bischofskollegen in all den Jahren, mit Ausnahme vielleicht der Kanadier, vergeblich erwartet hat. Der *Brief* trägt die Unterschrift von fünf Generalobern und dreizehn Generalassistenten niederländischer Nationalität und erwähnt ähnliche Schwierigkeiten und Spannungen im täglichen Erfahrungsbereich dieser Vorsteher in Rom (siehe Kasten).<sup>1</sup> Wird darin auch nicht ausdrücklich von der römischen Kurie gesprochen, so hat dafür einer der Unterzeichner, *P. Mondé*, Generaloberer der Gesellschaft für Afrikamission, im eigenen Namen um so deutlicher geredet.<sup>2</sup> Nach ihm findet es «die römische Kurie selbstverständlich, daß man jeden Vorschlag ihrerseits ohne weiteres ausführt ... Sie trägt nicht schwer daran, daß Kardinal Alfrink in die Ecke gedrückt wird und daß die Autorität der niederländischen Bischöfe in ihrer Glaubensgemeinschaft einmal einen Bruch bekommen könnte ...» Während Rom sich den Spaniern gegenüber progressiv verhalte, wolle es «die Entwicklung in Holland sichtlich abbremsen»: «Die Kurie zeigt wenig Respekt vor der Einsicht und den Befugnissen der niederländischen Bischöfe. Das finde ich für die ganze Weltkirche gefährlich. Es könnte sich später einmal erweisen, daß Holland jetzt in der Kirche eine prophetische Rolle spielt.»

### **Brief von achtzehn römischen Ordensobern an Kardinal Alfrink**

Eminenz,

Rom, anfangs März

Die unterzeichnenden Holländer in Rom möchten Ihnen als dem Vorsitzenden der niederländischen Bischofskonferenz von dem Gefühl des Unbehagens und der Verwirrung Ausdruck geben angesichts der neuesten Ereignisse in der niederländischen Kirchenprovinz.

Die tägliche Erfahrung lehrt uns, wie entmutigend schwer die Aufgabe ist, innerhalb der Kirche von heute die Einheit zu wahren und dabei die Pluriformität zu respektieren. Die Entwicklungen der letzten Zeit sprechen in dieser Hinsicht eine beredete Sprache.

Wir haben hier in Rom die Funktion von Generalobern und Generalassistenten unserer Orden und Kongregationen inne. Als solche leben wir dauernd in den Schwierigkeiten und Spannungen, die vor allem in den letzten Jahren nahezu überall in der Weltkirche zutage treten.

Wer hier in Rom lebt und arbeitet und die Augen und Ohren offen hält, weiß, daß Strömung und Gegenströmung im innerkirchlichen Leben in zunehmendem Maße die Kirche zu einem unruhigen Gewässer machen. Das ist nicht unbedingt eine ungünstige Erscheinung. Was uns jedoch bedrückt ist, daß wir hier aus der Nähe konstatieren, wie stark die Gegenströmung und wie mühsam und lang der Weg ist, den die Kirche gehen muß, um die Einsichten und Perspektiven des Zweiten Vatikanums in der Praxis zu realisieren.

Wir wissen, wie sehr die Gefahr droht, daß viele, die ihr Leben ganz in den Dienst der Kirche gestellt haben, durch diese Tatsache in Entmutigung und Enttäuschung geraten.

Das gilt nicht nur für Holland, aber in diesem Prozeß tritt die Kirche unseres Landes doch wohl besonders deutlich hervor.

Durch unsere internationale Funktion und durch unsere wohl selbstverständliche Verbundenheit mit der Kirche der Niederlande machen wir uns über den Gang der Dinge ernstlich Sorge.

Die Umsicht, mit der die holländischen Bischöfe andauernd nach Einheit in der Vielfalt suchen, zwingt uns in dieser Situation unsere Bewunderung ab. Diese teilen auch viele unserer nichtholländischen Amtskollegen.

Das ist für uns zugleich ein Zeichen von Hoffnung und Vertrauen. Wir glauben darin den Beweis zu sehen, daß der Herr gemäß seinem Versprechen nach wie vor und bis ans Ende der Welt bei seiner Kirche bleibt (Matth 28).

Wir erklären uns daher bei dieser Gelegenheit öffentlich mit der pastoralen Umsicht solidarisch, mit der die Bischöfe zusammen mit ihren nächsten Mitarbeitern seit Jahren vorgegangen sind. Einen Punkt, der wesentlich ist und sehr viel umfaßt, wollen wir hier speziell hervorheben: wir meinen Ihr unentwegtes Bemühen, innerhalb der niederländischen Kirchenprovinz eine gute interne Kommunikation in Gang zu bringen, und dies auch unter schwierigen Umständen und in unbestreitbarer Verbundenheit mit der höchsten Leitung der Kirche und mit der Gesamtkirche.

Was lange nicht überall geglückt ist, ist in den letzten Jahrzehnten in Holland in erfreulicher Weise herangewachsen: in dem pluriformen Muster, das sich die Kirche in wachsendem Maße und mit Recht aneignet, haben Sie erfolgreich einen guten Kontakt zwischen Bischöfen und Priestern und auch sonst zwischen den verschiedenen Gruppen in der Kirche zu fördern gewußt. Deshalb kann in Holland nicht von einer «Untergrundkirche» gesprochen werden.

Neben vielen Fakten und Situationen, die Hoffnung wecken, gibt es natürlich auch Schwierigkeiten. Aber die Kontakte sind nicht zerbrochen. Wir hoffen allerdings, daß Ereignisse, wie wir sie in der letzten Zeit miterleben mußten, die holländische Kirche bei all ihrem guten Streben nicht in eine verhängnisvolle Polarisierung drängen werden und daß es ebensowenig zu der gefährlichen Lage kommt, in der Priester und andere Gläubige der Resignation oder Gleichgültigkeit verfallen.

Im Zusammenhang mit dem Thema Kommunikation wollen wir in der Funktion, die wir innehaben, noch besonders unsere Dankbarkeit aussprechen für die gute Einstellung und Zusammenarbeit, die in Holland zwischen Bischöfen, Priestern und Ordensleuten auf allen Ebenen besteht und für die moralische Stütze, die Sie den Bemühungen um neue Formen des Ordenslebens leihen...

## Bischof Gijsens erste Schritte

Nun ist bekanntlich «Kurie» ein anonymer Sammelbegriff, der, wie gerade der Fall Spanien zeigt (vgl. Orientierung vom 15. April, S. 79), Verschiedenes besagen kann. Man dürfte dort jedenfalls in dem Moment über die Nomination Gijsen auch nicht mehr sehr glücklich sein, wenn gewisse «Dummheiten» zu politischen Komplikationen führen. Gijsen hat sich nämlich, im Gegensatz zu Simonis, schon in den wenigen Wochen seit seiner Weihe einiges geleistet. Vor allem hat er das Mandat für die beiden Generalvikare *van Odijk* und *Beel* nicht erneuert, das heißt er hat sie kurzerhand abgesetzt. Das hat um so mehr Aufsehen erregt, als es sich um bewährte und gemäßigte, keineswegs «progressive» Männer handelt. Die Sache kompliziert sich aber dadurch, daß der eine von beiden, der sechzigjährige Msgr. *Beel*, *Weihbischof* ist und sich weigert, eine nicht-diözesane Aufgabe zu übernehmen. Eine Kommission von Offizialen prüft jetzt, ob die Absetzung eines Weihbischofs durch den Bischof überhaupt zulässig ist. Mit der Absetzung hat Gijsen zudem noch einen prominenten katholischen Laien vor den Kopf gestoßen: der bisher als «konservativ» geltende Altminister *Beel* ist Mitglied des Kronrats und Bruder des Weihbischofs.

Unmittelbarer in die Politik greift aber eines der Interviews ein, mit denen es Gijsen dem in den Medien erfahreneren Simonis neustens gleich tun will. Obwohl die niederländische Bischofskonferenz vor einem Jahr, am 26. Februar 1971, ein wohl vorbereitetes, abgewogenes Hirtenschreiben zur *Abtreibungsfrage* veröffentlicht hat, fand es Gijsen, kaum Bischof geworden, nötig, sich hierzu auf eigene Faust zu äußern. Er tat es auf höchst ungeschickte Weise; denn er griff ein extremes Beispiel, die Vergewaltigung eines sechzehnjährigen Mädchens durch einen Psychopathen, heraus, um das unbedingte Verbot der Abtreibung zu erhärten. Zugleich erklärte er, Minister, die sich hinter die Regierungsvorlage stellten, könnten nicht mehr als Katholiken gelten. Damit griff er direkt den Justizminister *van Agt* und den Gesundheitsminister *Stuyt*, beides Mitglieder der katholischen Volkspartei, an. Pikant wurde die Sache, als in der parlamentarischen Diskussion der Dominikaner *Van Ooyen*, obwohl Mitglied der Sozialistischen Partei, sich hinter die beiden Minister stellte.<sup>3</sup>

**Herausgeber:** Institut für weltanschauliche Fragen

**Redaktion:** Mario von Galli, Ladislaus Boros, Jakob David, Albert Ebnetter, Robert Hotz, Ludwig Kaufmann, Josef Renggli, Raymond Schwager, Karl Weber

**Anschriften** von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (01) 36 07 60

**Bestellungen, Abonnemente:** Administration

**Einzahlungen:** Schweiz: Postcheck 80-27842 - Deutschland: Postscheckkonto: Stuttgart 62 90 (Orientierung), Zürich - Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Scheckkonto Nr. 133.629 (Vermerk 0001/268499 (Orientierung)) - Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065, (Orientierung) C.E. Suisse No 020/081.7360 - Italien: Postscheckkonto: Roma 1/28545 (Orientierung) Zürich

**Abonnementspreise:** Ganzes Jahr: Fr. 22.- / Ausland: sFr. 25.- / DM 22.- / ÖS 145.- / FF 33.- / Lit. 3700.- / US \$ 7.-

**Halbjahresabonnement:** Fr. 12.50 / Ausland: sFr. 14.- / DM 12.50 / ÖS 75.-

**Studenten-Abonnement:** Schweiz Fr. 13.50 / Ausland: sFr. 15.- / DM 13.50 / ÖS 80.- / Lit. 2100.-

**Gönnerabonnement:** sFr./DM 30.- (Der Mehrbetrag von sFr./DM 8.- wird dem Fonds für Abonnemente in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

**Einzel exemplar:** sFr./DM 1.50 / ÖS 9.-

Im eigenen Bistum hat inzwischen das Kapitel dem Bischof eine Darlegung seines Führungskonzepts abverlangt und es, als es vorlag, abgelehnt. Nach all dem fragt man sich, wie es weitergehen soll. Gottseidank haben die Limburger ihren Humor noch nicht verloren. So ernst daher etwa an der Versammlung der «Open Kerk» gebetet und der Schriftlesung gelauscht wurde, so eindringlich die Rede von Gottes «verdüstertem Angesicht» erging: «Mein Gott, Du hast Dein Volk, Deine Kirche doch nicht verlassen?», so verlegt man sich andererseits darauf, zerschlagenes Porzellan mit entsprechenden Sprüchen einzusammeln. Auf meine Frage, ob man die derzeitige Lage mit «Schwebezustand» bezeichnen könne, antwortete mir ein Holländer: «Schwebezustand mit humorvollen Einlagen.» Aber wie Hartnäckigkeit lächerlich, so kann auch Humor beißend und bitter werden. *L. Kaufmann*

### Anmerkungen

<sup>1</sup> Von den achtzehn Orden und Kongregationen arbeiten einige tausend Priester in Holland. Das besondere: man findet sie auch in den diözesanen Kadern. Der Brief solidarisiert sich mit der von ihnen mitverantworteten bisherigen (und nun von der Kurie bedrohten) pastoralen Linie.

<sup>2</sup> In einem Gespräch mit dem Römerkorrespondenten von *De Tijd*.

<sup>3</sup> Zur Abtreibungsfrage äußerte sich, wenige Tage nach Gijsen, mit den nötigen Unterscheidungen Bischof *Blyssens* von Den Bosch. Je mehr Rom die innere Einmütigkeit des Episkopats sprengt, muß es auch nach außen zu akzentuierteren Stellungnahmen der einzelnen Bischöfe kommen.

## PAULUS-AKADEMIE ZÜRICH-WITIKON

Wir suchen für die verantwortliche Bearbeitung der administrativen, organisatorischen und finanziellen Belange der Akademie einen

## Geschäftsführer

Die zu besetzende Position verlangt einen qualifizierten kaufmännischen Angestellten. Er sollte organisatorisch begabt und kontaktfreudig sein. Fähigkeit zur Personalführung und Zusammenarbeit mit der Leitung sind Voraussetzung für diese Stelle.

Wir bieten eine vielseitige, intensive Tätigkeit im Sektor Erwachsenenbildung, gute Sozialleistungen und zeitgemäßes Salär.

Weitere Auskünfte erteilt die Leitung der Paulus-Akademie.

Schriftliche Bewerbungen sind zu richten an Herrn Dr. E. Duft, Präsident des Vereins Paulus-Akademie, Carl-Spitteler-Straße 38, 8053 Zürich.

## PHILOSOPHISCHES SYMPOSIUM

**Prof. Dr. Gerhard Funke**

Ordinarius für Philosophie an der Universität Mainz

«Kritische Philosophie und sittliches Bewußtsein»

Drei Vorträge mit Aussprache:

- «Philosophie als kritische Bewußtseinsphilosophie»

- «Ethos als sittliches Bewußtsein»

- «Gutes Gewissen, falsches Bewußtsein, richtende Vernunft»

**Zeit:** Samstag/Sonntag, 13./14. Mai 1972

Beginn: Samstag, 16.00, Schluß: Sonntag mittag

**Ort:** Priesterseminar, Adligenswilerstraße 15 (hinter der Hofkirche), 6000 Luzern

**Anmeldung** bis spätestens 8. Mai 1972 an:

H. Widmer, Bernstraße 112, 6000 Luzern

Schweizerische Philosophische Gesellschaft, Sektion Innerschweiz  
Dr. H. Widmer, Präsident